

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE  
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1997, HEFT 6

---

WALTER MÜLLER-SEIDEL

## Arztbilder im Wandel

Zum literarischen Werk  
Arthur Schnitzlers

Vorgetragen am 3. November 1995

MÜNCHEN 1997  
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

ISSN 0342-5991  
ISBN 3 7696 1594 8

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 1997  
Druck der C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany



Der Zusammenhang der Dreyfus-Affäre im Paris des ausgehenden Jahrhunderts mit der Konstituierung der literarischen Moderne ist noch wenig erforscht. Die dieser Moderne eigentümliche Rechts- und Justizkritik beginnt hier. Sie ist im literarischen Werk Heinrich Manns deutlich ausgeprägt, und als er 1915, mitten im Krieg gegen Frankreich, seinen Essay über Zola veröffentlicht, ist es weniger der fortschrittsbewußte Romancier oder der Theoretiker des „roman expérimental“, sondern der Verfasser der Streitschrift „J'accuse“, den er feiert.<sup>1</sup> Aber der feiernde Ton täuscht nicht darüber hinweg, daß ihm eine Empörung zugrunde liegt. Sie gilt den Verbrechen gegen Recht und Gesetz im Zusammenhang mit Fragen des Judentums und des Antisemitismus; in keiner europäischen Hauptstadt außer Paris fand der Streit um den französischen Hauptmann Dreyfus eine so leidenschaftliche Anteilnahme wie in Wien, der Hauptstadt der Donaumonarchie. Dafür sorgten Zeitungen wie die „Neue Freie Presse“, und der bis dahin wenig bekannte Theodor Herzl, der Verfasser der Broschüre „Der Judenstaat“, war in Paris einer ihrer Korrespondenten gewesen. Im Hinblick auf die erregte Anteilnahme, mit der man in Wien die Geschehnisse in Frankreich verfolgte, ist es sicher berechtigt, mit Egon Schwarz von Österreich als einem „Paradigma für gesamteuropäische Entwicklung“ zu sprechen, von einem „Kampfplatz sozialer Mächte, in deren Zusammenprall sich die Zukunft abzeichnet“.<sup>2</sup> In der Entwicklung der literarischen Moderne ist vor allem die von Zola ausgehende Justizkritik prägend geworden. Der Anwalt einer solchen Kritik in Wien heißt Karl Kraus. In demselben Jahr 1899, in dem der von Darwins Lehren herkommende Arzt und Biologe Ernst Haeckel die Lösbarkeit aller Welträtsel verkündet, beginnt das von ihm begründete Organ „Die Fackel“ zu erscheinen – in dem gleichen Jahr, in dem auch das zweibändige

---

<sup>1</sup> Heinrich Mann: Essays. Düsseldorf 1960, S. 233.

<sup>2</sup> Egon Schwarz: Schmelztiegel oder Hexenkessel? Juden und Antisemiten im Wien der Jahrhundertwende. In: E. S.: Dichtung, Kritik, Geschichte. Essays zur Literatur 1900–1930. Göttingen 1983, S. 28.

Werk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ erscheint, das den damals in Wien lebenden Houston Stewart Chamberlain zum Verfasser hat, einen dezidierten Antisemiten, dem Karl Kraus – und das ist merkwürdig genug – gelegentlich Zutritt zu seiner Zeitschrift gewährt.<sup>3</sup> Sie selbst, gemeint ist die „Fackel“, steht nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen in Frankreich. Gegenüber Dreyfus und dem gegen ihn angestregten Prozeß verhält sich Kraus zurückhaltend: Er nimmt nicht Partei für die Dreyfusards, ohne deshalb mit den Anklägern eines Sinnes zu sein.<sup>4</sup> Daß aber die neuartige Justizkritik durch die eklatanten Rechtsverletzungen im Prozeß gegen Dreyfus indirekt auch Karl Kraus beeinflußt hat, ist dennoch anzunehmen. Doch geht seine umfassende Kulturkritik in Satire und Polemik über den Rechtsfall Dreyfus weit hinaus.<sup>5</sup> Nicht weniger ist die tradierte Moral, vor allem die Sexualmoral, ein Gegenstand seiner Rechts- und Justizkritik. Erhöhtes Interesse an allgemeiner Medizin, Psychiatrie wie forensischer Psychiatrie ist damit verbunden. Auch am literarischen Werk von Karl Kraus erweist sich, wie Medizin und Strafrecht als die aus moderner Literatur nicht wegzudenkenden Kontextberei-

---

<sup>3</sup> Vgl. Jens Malte Fischer: Karl Kraus. Stuttgart 1974, S. 3.

<sup>4</sup> Besonders in den ersten Heften der „Fackel“ kommt Kraus wiederholt auf den Prozeß zu sprechen, und daß er nicht daran denkt, mit den Anklägern des französischen Hauptmanns zu paktieren, wird früh zum Ausdruck gebracht, wenn es in Nr. 14 (Mitte August 1899, S. 2) heißt: „Man wird also unseren Redacteurs das Recht nicht absprechen können, für den französischen Capitain ihre Stimme zu erheben. Und wie sollten sie in dem großen Feldzug für Dreyfus nicht in den vordersten Reihen stehen, da doch ein Complot zwischen Weihwasser und Säbel den Armen vernichten will?“ Aber Kraus stört die Reklame, die man mit dem Prozeß verbindet, und er wirft vor allem der „Neuen Freien Presse“ „synagogale Erbauung“ vor (Nr. 16 von Anfang Sept. 1899, S. 24). An anderer Stelle (Nr. 18, Ende Sept. 1899, S. 1 ff.) läßt er Wilhelm Liebknecht zu Wort kommen mit einer Stellungnahme, in der man den Satz lesen kann: „Ich glaube nicht an die Unschuld des französischen Hauptmanns Dreyfus“ (S. 1). – Vgl. u. a. zum Gegenstand: Die Affäre Dreyfus. dtv-Dokumente. Hg. von Siegfried Thalheimer. München 1963; ferner: Die Juden als Minderheit in der Geschichte. Hg. von Bernd Martin und Ernst Schulin. München 1981, S. 241 ff. – Zum Verhältnis von Karl Kraus zu Dreyfus: Jens Malte Fischer in der schon genannten Schrift S. 20.

<sup>5</sup> Zu Satire und Polemik als literarischen Ausdrucksmitteln bei Karl Kraus vgl. Helmut Arntzen: Literatur im Zeitalter der Information. Aufsätze/Essays/Glossen. Frankfurt am Main 1971.

che aufeinander bezogen sind. Hier deutlicher als andernorts zeigt sich, ob man es mit Elementen humanen oder auch inhumanen Denkens zu tun hat.

Diese Kritik an der Medizin und ihren Vertretern ist auf vielfältige Weise motiviert. Nur zu einem geringen Teil wird die schlechte Lage junger Ärzte wie in der Glosse „Medicinisches Elend“ der Unterrichtsverwaltung als schuldhaftes Verhalten vorgeworfen.<sup>6</sup> Die meisten dieser Beiträge sind gegen die Beteiligten direkt gerichtet, es seien dies die Vertreter medizinischer Forschung, deren Niedergang beklagt wird, die medizinische Fakultät oder einzelne Ärzte, die zur Rede gestellt werden. Verbreitete Protektionswirtschaft und mangelnde Vorbildung vieler Ärzte sind die wiederkehrenden Gravamina, die in einem Ton vorgebracht werden, der manchmal an den Niedergang Roms denken läßt.<sup>7</sup> Unter denjenigen, die von dem Nepotismus profitieren, den man praktiziert, sind die namentlich genannten Schrötters, Vater und Sohn, wiederholt in den Spalten der „Fackel“ anzutreffen.<sup>8</sup> Neben den Familien und der in ihnen geltenden Erbfolge in der Besetzung von Stellen werden auch die medizinischen Fachzeitschriften in der „Fackel“ gerügt. In der Zuschrift eines Arztes, dem Kraus offensichtlich bereitwillig die Spalten seiner Zeitschrift zur Verfügung gestellt hat, heißt es: „Mit dem Niedergange unserer Facultät verlor auch die Wiener medicinische Fachpresse an Wert. Was sie heute bietet, ist zumeist nichts Anderes als ödeste Casuistik.“<sup>9</sup> Die verbalen Angriffe gewinnen an Schärfe, wo es um Psychiatrie geht, um Nervenärzte und ihre Gutachten; das ist erst recht der Fall, wenn sie über Sexualität und über Abweichungen von ihr befinden sollen. „Nervenärzte und andere Laien schwätzen jetzt über

---

<sup>6</sup> „Medicinisches Elend“, in: Die Fackel (Nr. 22, 1899, S. 21).

<sup>7</sup> „Universitätsbummel“ sind diese Glossen der frühen Hefte überschrieben, in denen solche Kritik geübt wird. So in Nr. 4 (1899), S. 1, in der das Wort „Abgrund“ in einem Gespräch unter Medizinern auf vieldeutige Weise gebraucht wird: „Der lebhaft erregten Unterhaltung entnahm ich, dass es Mediciner seien. Der eine stieß etwas wie ‚Niedergang der Facultät‘ hervor, ein anderer sprach von Abgrundstrebern der Wissenschaft, ein dritter gedachte wehklagend der Zeiten, da Rokitansky, Skoda und Hyrtl gewirkt [...]“

<sup>8</sup> Nr. 32, Mitte Februar 1900, S. 15.

<sup>9</sup> Nr. 36, Ende März 1900, S. 21.

Homosexualismus“, heißt der einleitende Satz in der Glosse „Perversität“; von „psychiatrischen Schergen“ ist in diesem Zusammenhang die Rede.<sup>10</sup> Ein psychiatrischer Gutachter mit dem auffälligen Namen Hinterstoisser bekommt den Spott vor anderen zu spüren. Die Ungereimtheiten seines Gutachtens werden aufgedeckt, und von Rücksicht gegenüber einem noch immer hochgeachteten Berufsstand kann nicht die Rede sein. Hier wird einem offensichtlich unzulänglichen Arzt mit literarischen Mitteln der Prozeß gemacht, und es ist im vorliegenden Fall nicht der Herausgeber selbst, sondern ein Gewährsmann, dem es überlassen wird zu urteilen. Es geht um einen Geisteskranken, den der genannte Psychiater in einem Gutachten für unheilbar erklärt hat: Eine Besserung seines Krankheitszustandes sei ausgeschlossen. Aber als derselbe Kranke einige Jahre später wieder im Gerichtssaal erscheint, gelangt derselbe Gutachter zu der Einsicht, daß keinerlei Anzeichen einer Störung vorlägen.<sup>11</sup> Es sind solche und verwandte Fälle, die den Herausgeber der „Fackel“ von dem Unglück sprechen lassen, das der Psychiaterdünkel über die Menschheit gebracht hat, womit in erster Linie die forensische Psychiatrie getroffen werden soll.<sup>12</sup> Diese vielfach vehemente Kritik ist nicht selbstverständlich. Sie ist ganz im Gegenteil im höchsten Grade erstaunlich. Noch immer waren die Wiener Schulen der Medizin wie die in ihr tätigen Ärzte hochgeachtet. „Fremde Ärzte strömten von Jahr zu Jahr in größerer Menge zu, man konnte jetzt wieder etwas lernen in Wien, es waren Dinge zu sehen, die man an allen Orten vergeblich suchte“, schreibt der Medizinhistoriker C. A. Wunderlich; und die Historikerin der Wiener Medizin, Erna Lesky, die diese Aussage zitiert, fügt in ihrem Kapitel über Carl von Rokitansky stolzen Sinnes hinzu: „Wiener Medizin war Weltmedizin geworden.“<sup>13</sup> Große Namen verbinden sich mit dem Begriff „Wiener Medizin“. Karl Kraus zählt sie alle auf, die zu diesen Schulen in der Hauptstadt der Donaumonarchie beigetragen ha-

---

<sup>10</sup> Nr. 237 vom 2.12.1907, S. 16–17.

<sup>11</sup> Nr. 39, Ende April 1900, S. 16–19.

<sup>12</sup> Nr. 165 vom 8. 7. 1904, S. 15.

<sup>13</sup> Erna Lesky: Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert. Graz/Köln 1965, S. 133.

ben, um desto nachdrücklicher deutlich zu machen, was einmal war und nicht mehr ist: „Im Gedächtnis der Väter haften die Erscheinungen, im Gedächtnis der Söhne die Namen der Rokitsky, Brücke, Hyrtl, Skoda, Oppolzer, Duchek, Bamberger, Chvostek, Billroth, Pitha, Schuh, Dumreicher, Hebra, Arlt, Türk, Stoerk. Wer kennt die Namen ihrer Nachfolger?“<sup>14</sup> Karl Kraus und Arthur Schnitzler waren bekanntlich nicht sehr gut aufeinander zu sprechen.<sup>15</sup> Aber das kritische Arztbild und die kritische Einstellung zur zeitgenössischen Wiener Medizin haben sie gemeinsam. Mit dieser Gemeinsamkeit ist eine erste Annäherung an das Thema verbunden, um das es gehen soll. In einem zweiten Schritt nähern wir uns ihm, indem wir einige Hinweise zum kritischen Arztbild in der modernen Literatur vorausschicken.

In der Zeitschrift „Deutsche Revue“ veröffentlicht Bernhard Naunyn, ein namhafter Internist seiner Zeit, im Jahre 1905 einen bemerkenswerten Aufsatz über das schwindende Ansehen der Ärzte und schreibt: „[...] aber unser Beruf ist es, der uns adelt, und als solchen sehe ich ihn nicht mehr anerkannt; des Respektes, den wir verlangen können, erfreuen wir uns – kaum noch.“<sup>16</sup> Zwei Jahre später kommt er erneut auf Fragen wie diese zu sprechen: „Und nun muß ich so oft vom Rückgang des ärztlichen Standes hören und lesen, und es sind – außer den uns grundsätzlich schmähenden ‚Naturheilkundigen‘ – fast immer Aerzte, die so sprechen!“<sup>17</sup> Hier wird, gewiß nicht unberechtigt, bedauert, daß etwas – das Ansehen der Ärzte gegen Ende des 19. Jahrhunderts – nicht mehr so ist, wie es einmal war.<sup>18</sup> Nach den Gründen des schwin-

<sup>14</sup> Nr. 144 vom 17. 10. 1903, S. 4.

<sup>15</sup> Hierzu Christian Wagenknecht: „Um den Reigen“: Karl Kraus und Arthur Schnitzler. In: Akten des Internationalen Symposiums „Arthur Schnitzler und seine Zeit“. Hg. von Giuseppe Farese. Bern/Frankfurt am Main/New York 1985, S. 153–163.

<sup>16</sup> Aerzte und Laien. In: Deutsche Revue 30,1 (1905), S. 185–196 und S. 343–355, hier S. 186; wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen des Verfassers: Würzburg 1909, Bd. II, S. 1327 ff.

<sup>17</sup> Aerzte von früher und von heute und ärztliche Humanität. In: Deutsche Revue 32,2 (1907), S. 297–316, hier S. 297; wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen, Bd. I, S. 1357 ff.

<sup>18</sup> So unrecht hatte Naunyn ja nicht, wenn er an die Opfer erinnert, die noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Ärzten gebracht wurden. Im Aufsatz von 1905 er-

denden Ansehens und der aufkommenden Kritik wird nicht gefragt. Auch fehlt in diesen Aussagen jeder Bezug zur Literatur, ihrer Kritik an der Medizin und am Berufsstand der Ärzte. Solche Kritik beklagt Rudolf Virchow in einem häufig zitierten Vortrag, den er 1847 auf der Jahresversammlung für wissenschaftliche Medizin gehalten hat. Hier heißt es: „Die Unsicherheit der Arzneimittel und der Unglaube an die ärztliche Geschicklichkeit sind so gangbare Phrasen, daß kaum noch ein Roman geschrieben zu werden scheint, in dem nicht ein Arzt eine klägliche Rolle spielt.“<sup>19</sup> Virchow nennt keine Namen; und zweifellos beziehen sich seine Äußerungen auf eine ältere, noch rückständige Medizin. Das ändert sich mit dem Aufstieg der Ärzte sehr rasch und geht ebenso rasch in die belletristische Literatur ein. Ohnehin vermag dieser Berufsstand wie kaum ein anderer die Phantasie der Leser zu beflügeln. Die helfende Hand des Arztes in Verbindung mit der Macht, über die er gebietet, gegebenenfalls über Leben und Tod, macht ihn noch einmal fast zum Helden alten Stils in einer Zeit, in der Heldisches aller Art an den Rand gedrängt wird.<sup>20</sup> Eine Poeti-

---

innert er an das Ärzte-Sterben, das es gegen Ende der sechziger Jahre gegeben hat, und schreibt: „1867 war ich als junger Privatdozent vier Wochen in Ostpreußen in der dort herrschenden Typhusepidemie tätig. Es waren im ganzen ungefähr 33 Aerzte, die dort mit den Typhuskranken beschäftigt waren; von ihnen erkrankten 30, und 27 starben.“ (S. 187). Auch in seiner Autobiographie „Erinnerungen, Gedanken und Meinungen“ (München 1925, S. 171) kommt Naunyn auf diese Geschehnisse zu sprechen.

<sup>19</sup> Rudolf Virchow: Die Naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie. In: Archiv für path. Anatomie 2 (1849), S. 25.

<sup>20</sup> Vgl. zur Darstellung des Arztes in schöner Literatur Heinz Otto Burger: Arzt und Kranker in der deutschen schönen Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Der Arzt und der Kranke in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Hg. von Walter Artelt und Walter Rüegg. Stuttgart 1967, S. 98–106; Alfred Rammelmeyer: Arzt, Kranker und Krankheit in der russischen schönen Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Ebda., S. 116–156. – Über Aufzählungen und Erwähnungen gelangt die ältere Arbeit von Fritz Wittmann (Der Arzt im Spiegelbild der deutschen schöngestigen Literatur seit dem Beginn des Naturalismus. Berlin 1936) nicht hinaus. Denselben Zeitraum vom Naturalismus bis zur damaligen Gegenwart behandelt problemreich, aber im Hinblick auf die Zeitlage nicht unproblematisch Bruno Wachsmuth: Der Arzt in der Dichtung unserer Zeit. Stuttgart 1939. An neueren Arbeiten sind zu nennen: Dietrich von Engelhardt: Das Bild des Arztes in historischer Sicht. Der Arzt in der Literatur der Neuzeit. In: Das Bild des Arztes. Schriftenreihe der Bezirksärztekammer Südwürttemberg. Bd. 11. 1989, S. 24–52. Rolf Winau: Arzt und Krankheit in dichterischen Werken um die

sierung der Medizin und des Ärztestandes setzt ein, die in der deutschen Literatur mit Stifter einen ersten Höhepunkt erreicht. Vor allem an seine Erzählung „Die Mappe meines Urgroßvaters“ (1841/42) ist zu erinnern. Diese Poetisierung der Medizin und des Arztberufs beruht darin, daß Augustinus, die Hauptgestalt, nach der wissenschaftlichen Ausbildung in Prag in seine Heimat zurückkehrt, um als Landarzt tätig zu werden. Der Armen und der dürftigen Verhältnisse, in denen sie leben, nimmt er sich an. Die Medizin, die er praktiziert, ist in hohem Maße soziale Medizin, ganz so, wie sie Virchow sich wünscht. Die Landarztidylle entsteht – in Deutschland wie in Frankreich. Dort ist sie in Balzacs 1833 erschienenem Roman „Le médecin de campagne“ dargestellt. Doktor Benassis sorgt für ein musterhaftes Gemeinwesen, legt Wege und Straßen an und kümmert sich darum, daß Gewerbe und Industrie gedeihen. Soziale Tätigkeit und ärztliches Helfertum verweisen aufeinander.<sup>21</sup> Von der Medizin als Wissenschaft spricht dieser Landarzt in höchsten Tönen und ist überzeugt, daß sie heutzutage alle Wissenschaften berührt.<sup>22</sup> Der modernen Medizin schon in mehrfacher Hinsicht zugewandt, obwohl ältere Auffassungen von Heilkunst fortwirken, wird der Berliner Geheimrat Ernst Ludwig Heim, der „alte Heim“, zum Prototyp des kundigen, menschenfreundlichen und sozial denkenden Arztes, wie er sein soll. „Arzt von Gottes Gnaden“ hat man ihn später genannt;<sup>23</sup>

---

Jahrhundertwende. In: Medizin, Naturwissenschaft, Technik und das Zweite Kaiserreich. Hg. von Gunter Mann und Rolf Winau. Göttingen 1977, S. 152–171. Auf den Wandel des Arztbildes geht auch Eduard Seidler ein in seinem Beitrag: Die Medizin in der dramatischen Literatur der neueren Zeit. In: Ärzteblatt Baden-Württemberg 25 (1970), S. 989–998.

<sup>21</sup> Von „ländlicher Idylle“ und von „idyllischen Elementen“ in Balzacs Landarztroman spricht Reinhold R. Grimm (Natürliche Gesellschaft – gesellschaftliche Natur. Zur Auflösung des Idyllischen in den Landromanen Balzacs. In: Honoré de Balzac. Hg. von Hans-Ulrich Gumbrecht/Karlheinz Stierle/Rainer Warning. München 1980, S. 144), aber auch davon, daß sich im Fragment „Les Paysans“ die Zukunftsperspektive verdüstert.

<sup>22</sup> Hier zitiert nach der deutschen Ausgabe des Rowohlt Verlages. Hamburg 1955, S. 262. Vgl. über Balzacs Wissenschaftsverständnis den Beitrag von Winfried Wehle in dem oben angeführten Band, dort S. 57–81.

<sup>23</sup> Hugo Hertwig: Arzt von Gottes Gnaden. Ernst Ludwig Heim. 22. Juli 1747 – 15. Sept. 1834. 4. Aufl. Bielefeld 1954.

„... er wurde“, heißt es in der „Neuen Deutschen Biographie“, „ein unvergängliches Vorbild seines Standes und zugleich eine der beliebtesten Persönlichkeiten der Stadt.“<sup>24</sup> Im Werk Fontanes wird sein Name wiederholt mit Verehrung genannt.<sup>25</sup> Im Roman „Vor dem Sturm“ ist der Landarzt Leist ein Geistesverwandter des alten Heim – ein Arzt, „der, wie alle Doktoren, auch wenn sie nicht beim Feldscher begonnen haben, gerne sprach und Anekdoten erzählte“.<sup>26</sup> Auch Geheimrat Rummshüttel im Roman „Effi Briest“, „ein feiner, liebenswürdiger alter Herr“, ist ein verwandter Arzttypus; und er auch ist es, der sich über alle gesellschaftlichen Bedenken hinwegsetzt und den Brief schreibt, der die Wende herbeiführt: die Rückkehr der zum Tode erkrankten Tochter ins elterliche Haus.<sup>27</sup> Auch im Werk Raabes, vor allem in den Erzählungen der frühen und der mittleren Zeit, gibt es den vorbildlichen, sich seiner Pflichten bewußten Arzt wie Dr. August Sonntag in „Drei Federn“ (1865), der sich ganz dem Ideal seines Berufes verpflichtet hat. „Von allen Menschen aber, welche die Erde bewohnen, sollte der mildeste, der gelassenste der Arzt sein“, heißt es im Text.<sup>28</sup> Wie im Landarzt-Roman Balzacs bezeugen Raabes Ärzte – Dr. Weyland in „Wunnigel“ (1877/78) oder Dr. Eberhard Hanff in „Unruhige Gäste“ (1885) – ihre Verantwortung für die Armen eines Gemeinwesens, als gelte es, Virchows Auffassung von der Medizin als einer sozialen Wissenschaft in die Tat umzusetzen.<sup>29</sup> Seine Krönung erfährt dieser Arzttypus als Vorbild selbstlo-

<sup>24</sup> Markwart Michler in: NDB 8 (Berlin 1969), S. 266.

<sup>25</sup> Vgl. den Band „Havelland“ in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, dort in dem Kapitel „Zwei ‚heimlich Enthauptete‘“: Ausgabe des Hanser Verlages. Hg. von Walter Keitel. München 1967. „Wanderungen“, Abt. II, Bd. II, S. 357 (= HA).

<sup>26</sup> HA Abt. I, Bd. III, S. 497.

<sup>27</sup> HA Abt. I, Bd. IV, S. 204.

<sup>28</sup> Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke. Hg. von Karl Hoppe. Göttingen 1962. Bd. 9/1, S. 343. Hierzu Rosemarie Henzler: Krankheit und Medizin im erzählten Text. Eine Untersuchung zu Wilhelm Raabes Spätwerk. Würzburg 1990.

<sup>29</sup> Vgl. Heinrich Schipperges: Utopien der Medizin. Geschichte und Kritik der ärztlichen Ideologie des neunzehnten Jahrhunderts. Salzburg 1968, S. 41: „Ganz in seinem [Salomon Neumanns] Sinne preist Virchow die Ärzte als die ‚natürlichen Anwälte der Armen‘, als die ‚Vorkämpfer der ewigen Gesetze der Menschheit, der heiligen Rechte der Geschlechts‘.“



sen Handelns zum Wohle anderer in der Gestalt des Doktor Pascal in Zolas letztem Roman innerhalb seines Zyklus „Rougon-Macquart“. Fortschritte in Forschung und Menschlichkeit sind hier noch nicht getrennt, sondern als selbstverständliche Einheit zu denken. Was an dieser Arztgestalt gezeigt wird, ist kennzeichnend für den Naturalismus im ganzen: Er ist den Schriftstellern dieser literarischen Bewegung „die höchste Erscheinungsform menschlicher Existenz“.<sup>30</sup> Und so läßt denn Zola diesen Arzt sagen, was weithin seiner eigenen Wissenschaftsgläubigkeit entspricht. Seiner Nichte Clotilde bekennt Doktor Pascal eines Tages mit weit ausholender Gebärde: „Ich glaube, daß die Zukunft der Menschheit auf dem Fortschritt der Vernunft durch die Wissenschaft beruht. Ich glaube, daß die Suche nach der Wahrheit mit Hilfe der Wissenschaft das göttliche Ideal ist, das sich der Mensch vornehmen soll. Ich glaube, daß außerhalb des Schatzes der langsam erworbenen und unverlierbaren Wahrheiten alles Illusion und Eitelkeit ist. Ich glaube, daß die Summe dieser ständig vermehrten Wahrheiten dem Menschen eines Tages eine noch nicht abzuschätzende Macht geben wird und die Heiterkeit der Seele, wenn nicht das Glück [...]“.<sup>31</sup> Mit Zolas „Le docteur Pascal“ ist die literarische Reihe des vorbildlichen Arztes als eines Helfers der Menschheit zu einem vorläufigen Ende gekommen. Die anspruchsvolle Literatur versagt sich ihr weithin. Allenfalls in der unterhaltenden Literatur und mehr noch im trivialen Schrifttum begegnen wir ihm als einer Art gesunkenen Kulturguts. So in den Erfolgsbüchern des Schriftstellers Heinz G. Konsalik. Sein Roman „Die schöne Ärztin“, 1977 erschienen, lag wenige Jahre später in nahezu einer halben Million verkaufter Exemplare vor. Er wird von einem zweiten Produkt dieser Art noch übertroffen: von dem 1958 erschienenen Roman „Der Arzt von Stalingrad“. Dieses Schriftwerk soll nach eigener Aussage des Autors als „ein Hoheslied der Menschlichkeit“ verstanden werden, als „Roman vom einsamen, gläubigen, hoffenden,

---

<sup>30</sup> Rolf Winau: Arzt und Krankheit, S. 155.

<sup>31</sup> Emile Zola: Doktor Pascal. Hg. von Rita Schober. München 1977, S. 64. Der französische Text in: Les oeuvres complètes. Paris 1928. Abt. II, Bd. 20. – Zur Gestalt des Arztes bei Zola vgl. Annemarie Leibbrand-Wettley: Hippokrates 40 (1969), S. 641–646. Weitere Literatur bei Rolf Winau: Arzt und Krankheit, S. 155.

duldenden Menschen“.<sup>32</sup> Alle diese Bücher, die das Bild des heroischen Helfers der Menschheit in das Unterhaltungsschrifttum überführen, profitieren von den Errungenschaften und Erfolgen der Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber die moderne Literatur geht andere Wege.

In demselben Jahr 1893, in dem Zolas Arztroman erschienen war, veröffentlichte Ricarda Huch ihren ersten Roman, die „Erinnerungen an Ludolf Urslen den Jüngeren“. Es gibt in ihm das Bild eines Arztes von unverkennbar kritischer Schärfe, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Erzählerin nicht sehr gut auf die von ihr geschaffene Person zu sprechen ist. Vorgestellt wird er im Roman wie folgt: „Jener Rheinländer nämlich, namens Philipp Wittich [...] hatte aus praktischen Gründen, oder vielleicht weil die Modernen sich damals überhaupt mit Vorliebe mit der Analyse des Körperlichen abgaben, das Studium der Medizin ergriffen, glücklich zu Ende geführt und sich zunächst als freiwilliger Assistenzarzt am Spital unserer Stadt niedergelassen. [...] er war, wie dies sein Beruf mit sich bringen mochte, bedeutend schneidiger, rücksichtsloser und ich möchte sagen noch beschränkter geworden, indem es nun mit seelischer Eigenart behaftete Menschen gar nicht mehr für ihn gab, sondern nur noch nach dem Zweck variierende Organismen [...]“.<sup>33</sup> Das sind nicht böartige Herabsetzungen eines bisher hochangesehenen Berufsstandes. Es sind Ausdrucksformen moderner Literatur mit deutlich wissenschaftskritischen Zügen. Sie suchen eine wissenschaftliche Medizin zu treffen, die anderes als Wissenschaftlichkeit – die variierenden Organismen – nicht mehr

---

<sup>32</sup> Renate Jaekle: Viel Blut und lauter schöne Helden. Das Bild des Arztes im Trivialroman. In: Feuilleton-Beilage der „Süddeutschen Zeitung“ vom 18./19. September 1982. Daß auch die sogenannte völkische Literatur als eine solche der Antimoderne das heroische Arztbild bewahrt, sei angemerkt. An Ludwig Finckhs Roman „Der Rosendoktor“ (1906), an den Arzt Reinhart in Hans Grimms „Volk ohne Raum“ (1926) ist zu erinnern. In der Nähe solchen Schrifttums, auf zweifellos gehobenem Niveau, aber nicht der Linie der literarischen Moderne folgend, ist Erwin Guido Kolbenheyers Arztroman, seine „Paracelsus“-Trilogie, anzusiedeln. Vgl. hierzu die aufschlußreichen Ausführungen Bettina Heyls in ihrem Buch: Geschichtsdenken und literarische Moderne. Zum historischen Roman in der Zeit der Weimarer Republik. Tübingen 1994, S. 131–140.

<sup>33</sup> In der von Wilhelm Emrich besorgten Ausgabe der Gesammelten Werke. Köln/Berlin 1966. Bd. I, S. 268f.

zu kennen scheint. Sie muß daher alle seelischen Nöte hoffnungslos verfehlen.<sup>34</sup> Wie sehr das kritische Arztbild der modernen Literatur mit der Vernachlässigung alles Psychischen zusammenhängt, zeigt der späte Raabe an der Gestalt des Geheimrats Feyerabend, eines Psychiaters, im Romanfragment „Altershausen“. Erst im Ruhestand macht er in der Begegnung mit einem hirnkranken Jugendfreund gelegentlich eines Besuchs der alten Heimat Erfahrungen, die er zuvor nicht gemacht hat. Die Reise dahin wird zur Reise in das eigene Innere, die ihm jetzt erst seine Stellung in der Welt zum Bewußtsein bringt. Auch der Landarzt Charles Bovary in Flauberts Eheroman ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Was psychisch in seiner Frau vorgeht, bleibt ihm weithin verborgen, und der Wechsel des Wohnorts von Tostes nach Yvetot beruht auf einer Fehldiagnose, falls seiner Entscheidung überhaupt eine Diagnose zugrunde lag.<sup>35</sup> Wiederholt begegnen wir in der Literatur der beginnenden Moderne Badeärzten, deren Verhalten zur Kritik herausfordert. So 1886/87 in Maupassants Roman „Mont-Oriel“, in dem die hier agierenden Kurärzte der Satire preisgegeben werden: Sie werden zu Scharlatanen degradiert – fast wie zu Molières Zeiten. Auch im Werk Schnitzlers, wie noch zu zeigen sein wird, gibt es einen solchen Arzttypus in der Gestalt des Badearztes Doktor Gräser. Sie sind in die Sitten –

---

<sup>34</sup> In dem 1938 erschienenen Buch „Der Arzt in der Dichtung unserer Zeit“, das von der medizinischen Fakultät der Universität Königsberg mit einem Preis ausgezeichnet wurde, zeigt sich sein Verfasser – es ist Andreas B. Wachsmuth, der langjährige Präsident der Goethe-Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg – äußerst ungehalten über ein solcherart kritisches Arztbild. Ihm entgeht, daß diese Arztfigur deshalb zur Karikatur geraten ist, weil sie anderes als körperlich nachweisbare Krankheiten nicht gelten läßt. (Der Arzt in der Dichtung unserer Zeit. Stuttgart 1939, S. 103).

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Karin Westerwelle: Ästhetisches Interesse und nervöse Krankheit. Balzac, Baudelaire, Flaubert. Stuttgart/Weimar 1993. Hier heißt es S. 372: „Nicht Charles, der Ehemann und Gesundheitsoffizier, trifft die Diagnose der ‚maladie nerveuse‘, sondern er reist mit seiner Frau nach Rouen zu einem ‚ancien maître‘. Dessen Urteil, indirekt wiedergegeben, lautet: ‚C’était une maladie nerveuse: on devait la changer d’air.‘“ Ähnlich S. 373: „[...] er denkt falsch [...]“. Über die sehr unterschiedlichen Sympathien – für Charles Bovary oder für seine Ehefrau – vgl. Jean Améry (Charles Bovary, Landarzt. Porträt eines einfachen Mannes. Stuttgart 1978) einerseits, Mario Vargas Llosa (Flaubert und Madame Bovary. Die ewige Orgie. Frankfurt am Main 1996) zum andern.

oder Unsitten – der Gesellschaft involviert und vernachlässigen ihre ärztlichen Pflichten, ihr Ethos, durch das sie sich von anderen Berufsständen unterscheiden sollten. Auch der Arzt Relling in Ibsens „Wildente“ (1885) ist ein solcher „Gesellschaftsmensch“. Er benutzt die in der Gesellschaft verbreiteten Lebenslügen als eine Art Heilmittel, als das „stimulierende Prinzip“. Es hängt mit dieser Verstrickung in die Lebenslügen der Gesellschaft zusammen, wenn ärztliches Denken nicht sehr ausgeprägt ist und er von sich selbst sagt: „Herrgott, ich bin doch nun einmal so etwas wie ein Doktor, zu meiner Schande sei es gesagt [...]“. <sup>36</sup> Erst recht gehören die von steifer Würde geprägten Ärzte in Tolstois Sterbengeschichte „Der Tod des Iwan Iljitsch“ (1886) in diese literarische Reihe. Sie sind nicht bestrebt, dem armen Richter das Leben zu erleichtern, sondern fragen ihn auf dem Krankenbett ganz so aus, wie er selbst einmal seine Angeklagten ausgefragt hat. <sup>37</sup> Arztbilder in satirischer Form gibt es in Tolstois Erzählung ebenso wie in Shaws Drama „The Doctor's Dilemma“ (1906), in dem die herrschende Schulmedizin stellvertretend für die Medizin im ganzen zu treffen gesucht wird. Die Ärzte dieses Dramas sind ehrgeizig, eigensüchtig und besserwisserisch. Von mörderischer Absurdität im Hinblick auf den Gesundheitsdienst der Gemeinschaft („the medical service of the community“) ist in dem 1911 veröffentlichten Vorwort die Rede. <sup>38</sup> Obwohl aus einer Arztfamilie kommend und selbst zeit

---

<sup>36</sup> Henrik Ibsen: Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. Hg. von Julius Elias und Paul Schlenther. Berlin o. J. Bd. IV, S. 402-403; hierzu auch Rolf Winau: Arzt und Krankheit, S. 160.

<sup>37</sup> Vgl. Alfred Rammelmeyer: Arzt, Kranker und Krankheit in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Der Arzt und der Kranke, S. 139.

<sup>38</sup> Vgl. Rolf Winau: Arzt und Krankheit, S. 161; hier auch – S. 163 – die zitierte Wendung aus dem 1911 veröffentlichten Vorwort zum Drama: „It is not the fault of our doctors that the medical service of community, as at present provided for, is a murderous absurdity.“ Die Kehrtwende, die das Stück gegenüber der hochangesehenen Medizin des 19. Jahrhunderts vollzieht, ist zutreffend erkannt, wenn der Medizinhistoriker Eduard Seidler feststellt: „Damit gewinnt das Stück Shaws über den Charakter der Komödie hinaus für unser Thema eine nicht zu übersehende Bedeutung, indem es ernstzunehmende, und nunmehr wieder laut ausgesprochene Kritik an einem Stande übt, der in der Literatur der zwanzig Jahre vorher unantastbares Idol gewesen war.“ (Die Medizin in der dramatischen Literatur der neueren Zeit. In: Ärzteblatt Baden-Württemberg 25 [1970], Sp. 993). Den Verfasser des Stücks, also Shaw,

seines Lebens von Krankheit gezeichnet, ist die Ärztesatire in Prousts Romanwerk „A la recherche du temps perdu“ nicht einfach aus der Biographie herzuleiten, wie es wiederholt versucht worden ist; denn aufgrund der Übereinstimmung mit der nun allorts aufkommenden Ärztekritik bleiben biographische Erklärungsmodelle unbefriedigend.<sup>39</sup> Im Personal des Romans gibt es mehrere Ärzte. Sie sind keine Ruhmesblätter ihres Standes; es sind weithin Karikaturen. Hans Robert Jauß beschreibt sie in einem Beitrag über die Ärztesatire des Romans und führt aus: Der erste – Docteur Cottard – verordnet die falsche Diät, eine Milchdiät, die im vorliegenden Fall nicht angebracht ist. Der zweite – Du Boulbon – gibt sich überlegen und gefällt sich darin, an die Medizin nicht zu glauben. Der Spezialist, der dritte im Bunde, wird von der fixen Idee beherrscht, daß alle Krankheiten auf die Nase zurückzuführen seien. Schließlich Docteur Dieulafoy, von dem gesagt wird: „Die unnachahmliche Würde, mit der er seines Amtes waltet, schließt selbst den prosaischen Augenblick der Entgegennahme seines Honorars ein.“<sup>40</sup> Sie alle sind in den Rollen befangen, die sie spielen, und schon dadurch von dem Ernst und Ethos weit entfernt, wie sie der Idee des Arztes entsprechen sollten. Und nun auch hat die Stunde des Landarztes, wie es scheint: endgültig, geschlagen; sie hatte sich schon um die Mitte des Jahrhunderts bei Flaubert angekündigt. Spätestens mit Kafkas Erzählung ist es mit dieser medizinhistorischen Idylle vorbei, um die es sich handelt. Sein scheiternder Landarzt läßt daran keine Zweifel, wenn er sich selbst eingesteht: „So sind die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren; der Pfarrer sitzt zu Hause und zerpupft die Meßgewän-

---

dem Naturalismus zuzuordnen, kann freilich nicht überzeugen; denn diesem, dem Naturalismus, war solche Kritik – wegen seines allfälligen Konformismus – weithin fremd.

<sup>39</sup> Hierzu Georges Rivane: *L'Influence de l'asthme sur l'oeuvre de M. Proust*. Paris 1945. – Vgl. auch den im ganzen anspruchslosen Beitrag von Reiner Speck, der die biographischen und familiären Züge einseitig betont: Marcel Proust und die Medizin. In: *Deutsches Ärzteblatt* 79, Ausg. C (1982), S. 60 ff.

<sup>40</sup> Hans Robert Jauß: Die Ärztesatire in Marcel Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. In: *Die Grüenthal Waage* 4 (1959), Bd. 1, S. 111f.

der, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand.“<sup>41</sup>

Die literarische Moderne kennt seit ihren Anfängen noch ein anderes, von satirischen Zügen weithin freies Arztbild: den Arzt, der als Helfer der Menschheit, der er sein sollte oder als der er sich einmal verstanden hat, selbst der Hilfe bedarf.<sup>42</sup> Carossas scheitern-der Doktor Bürger (1913) ist ein solcher, und auch der spätere Arzt Gion in der gleichnamigen Erzählung ist alles andere als ein Heros von der Art des Doktor Pascal bei Zola. Auch Benns Rönne-Figur im Novellen-Zyklus „Gehirne“ wird von Störungen psychischer Art heimgesucht. Ungefähr zweitausend Leichen, heißt es im Text, seien durch seine Finger gegangen, und das habe ihn erschöpft. Die Erschöpfung äußert sich in Symptomen psychischen Krankseins, im Fremdwerden der eigenen Gliedmaßen, seiner Hände.<sup>43</sup> Auch Čechovs ergreifende Erzählung „Krankensaal Nr. 6“ (1892) ist hier zu nennen.<sup>44</sup> Ragin, der Chef eines verrotteten russischen Provinzkrankenhauses, ist für die Abteilung zuständig, in der die Geisteskranken untergebracht sind. Die Art, wie er sich für einen dieser Kranken interessiert, bringt ihn in Verruf, und aufgrund der Intrigen eines anderen Arztes wird er in denselben Krankensaal eingeliefert, den er zuvor als Arzt zu leiten hatte. Von einem brutalen Wächter mißhandelt, stirbt er an den Folgen dieser Mißhandlung – ein Opfer der Verhältnisse, aber auch der eigenen Passivität. Die veränderten Arztbilder, in Čechovs Erzählung wie in Ricarda Huchs genanntem Roman, deuten weniger auf einen steten Wandel hin als auf einen abrupten Wechsel. Die Krise der Medizin, von der sie zeugen, wird auf der Höhe ihrer Erfolge er-

<sup>41</sup> Franz Kafka: Erzählungen. Gesammelte Werke. Hg. von Max Brod. Frankfurt 1946, S. 151.

<sup>42</sup> Ein frühes Zeugnis für den Typus des Arztes, der selbst der Hilfe bedarf, liegt vor in der Verserzählung „Des Arztes Vermächtnis“ von Annette von Droste-Hülshoff. Hierüber Astrid Lange-Kirchheim: Der Arzt und die Dichterin. Zu einer Verserzählung der Droste (mit einem Blick auf Kafka). In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft XL (1996), S. 244–261.

<sup>43</sup> Gottfried Benn: Sämtliche Werke. Hg. von Gerhard Schuster. Stuttgart 1987. Bd. III: Prosa I, S. 32f.

<sup>44</sup> Auf den anregenden Aufsatz über Čechov und Schnitzler von Thomas Rothschild ist hinzuweisen: Fragen und Antworten. Tschechow und Schnitzler – eine kontrastive Lektüre. In: Neue Zürcher Zeitung vom 8./9. 6. 1996.

kennbar. Es sind dies Erfolge vorwiegend im Gebiet der somatischen Medizin. Aber Psychiatrie und Psychologie haben das Nachsehen, obwohl sie zunehmend an Interesse gewinnen. Georg Simmel, einer der Wachsten unter denen, die solches wahrnehmen, sieht die Moderne (in einem Essay über Rodin) von dem Wechsel hin zur Psychologie geprägt: „Denn das Wesen der Moderne überhaupt ist Psychologismus, das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unseres Inneren und eigentlich als einer Innenwelt, die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele [...]“. <sup>45</sup> In deutlicher Abwehr einer bloß empirischen Psychologie sieht Robert Musil die Aufgabe des Dichters darin, „den inneren Menschen zu *erfinden*“. <sup>46</sup> Diese Wendung nach Innen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Freuds „Traumdeutung“ unüberschbar geworden war, hatte nicht zufällig ihre Hauptstadt in Wien. Eine Gegenwelt zur betont naturwissenschaftlichen Medizin und ihren Hochburgen entsteht hier. Zu Beginn der zwanziger Jahre kommt Hofmannsthal im Beitrag einer amerikanischen Zeitschrift rückblickend auf das Neue dieser Kultur in Wien um 1900 zu sprechen und führt aus: „Wien ist die Stadt der europäischen Musik: sie ist die porta Orientis auch für jenen geheimnisvollen inneren Orient, das Reich des Unbewußten. Dr. Freuds Interpretationen und Hypothesen sind die Exkursionen des bewußten Zeitgeistes an die Küsten dieses Reiches.“ <sup>47</sup> In einem der vorausgegangenen Briefe derselben Zeitschrift war auch Arthur Schnitzler den amerikanischen Lesern in einer Art Laudatio vorgestellt worden: „Arzt und Sohn eines Arztes, also Beobachter und Skeptiker von Beruf, ein Kind der obern Bourgeoisie und des endenden 19. Jahrhunderts, einer skeptischen, beobachtenden und ‚historischen‘ Epoche, nicht ohne innere Affinitäten mit französischem Wesen und der Kultur des 18. Jahrhun-

<sup>45</sup> Georg Simmel: Die Kunst Rodins und das Bewegungsmotiv in der Plastik. In: Nord und Süd 129 (1906), Bd. II, S. 198-206. Erweiterte Fassung unter dem Titel: Rodin. In: G. S.: Philosophische Kultur. Gesammelte Essays, zuerst Leipzig 1911, jetzt: Berlin 1983 (mit einem Nachwort von Jürgen Habermas), S. 152.

<sup>46</sup> Robert Musil: Skizze der Erkenntnis des Dichters. In: R. M.: Gesammelte Werke. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. VIII, S. 1029.

<sup>47</sup> Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke. Hg. von Herbert Steiner. Aufzeichnungen. Frankfurt 1959, S. 293.

derts, wäre es fast ein Wunder, wenn dieser große und erfolgreiche Theaterautor nicht auch ein bedeutender Novellist wäre; denn in der Tat sind sich nie zwei Kunstformen nähergestanden als das psychologische Theater und die psychologische Novelle der letzten Generation.“<sup>48</sup>

„Arzt und Sohn eines Arztes“ – diese Angaben genügen nicht, will man Schnitzlers Beziehungen zur Medizin hinreichend erfassen. Kein Schriftsteller der Moderne war von Haus aus so von Medizin umgeben wie er. Die ganze Atmosphäre des väterlichen Hauses habe von früher Jugend an in einem Maße eingewirkt, daß ein anderes Studium als dasjenige der Medizin gar nicht in Frage gekommen wäre.<sup>49</sup> Der Vater, Johann Schnitzler, war ein bekannter Laryngologe, ein Kehlkopfspezialist. Vom Großvater mütterlicherseits, von Philipp Markbreiter, wird in der Autobiographie mitgeteilt, daß er in früheren Jahren ein sehr gesuchter praktischer Arzt gewesen sei.<sup>50</sup> Der Bruder wirkte als Chirurg in Wien, und auch die Schwester war mit einem Arzt verheiratet.<sup>51</sup> Als 1884 die Geschichte der Wiener Medizin von Theodor Puschmann erschien, konnte der junge Schnitzler den Namen des Vaters wie des Großvaters auf den letzten Seiten des Buches aufgeführt finden.<sup>52</sup> Diese große Zahl von Ärzten in Familie und Verwandtschaft hängt zweifellos mit der jüdischen Herkunft zusammen, zu der sich Arthur Schnitzler stets bekannt hat.<sup>53</sup> In der Me-

---

<sup>48</sup> Ebda., S. 272. – Die Beziehungen Schnitzlers zu Hofmannsthal aufgrund der Tagebücher sind zusammengestellt von Norbert Altenhofer und Wolfram Mauser in dem Band „Arthur Schnitzler: Hugo von Hofmannsthal. Charakteristik aus den Tagebüchern. Hofmannsthal-Forschungen III. Freiburg 1975.

<sup>49</sup> Jugend in Wien. Eine Autobiographie. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Wien/München/Zürich 1968, S. 93.

<sup>50</sup> Ebda., S. 15.

<sup>51</sup> Man kann das fortsetzen: Auch der Sohn des Bruders wird Arzt und dessen Tochter, Schnitzlers Nichte, heiratet einen Arzt; vgl. Renate Wagner: Arthur Schnitzler. Eine Biographie. Wien/München/Zürich/New York 1981, S. 255.

<sup>52</sup> Theodor Puschmann: Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 295 und S. 309.

<sup>53</sup> An einen Rezensenten seines Romans „Der Weg ins Freie“, an Eduard Goldbeck, schreibt Schnitzler am 15.3.1909: „Sie müssen mir nur erlauben, gegen eine Stelle eine Einwendung zu erheben [...]. Es ist die Stelle, in der Sie sagen: ‚es befremdet und betrübe Sie, daß ich an meiner jüdischen Abkunft so schwer leide‘.



dizin – wie ähnlich im Beruf des Anwalts – war am ehesten eine freiere Entfaltung außerhalb staatlicher Laufbahnen denkbar. In Wien sei um 1890 die Mehrzahl der Ärzte jüdisch gewesen, und in der medizinischen Fakultät soll ihr Anteil 48% betragen haben.<sup>54</sup> Vor einer Verjudung der Ärzteschaft hat um diese Zeit Theodor Billroth in der Schrift „Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaft“ gewarnt.<sup>55</sup> Die Häufung medizinischer Tätigkeiten in nächster Nähe ist mithin zeitbedingt, und es ist verständlich, daß sie als Belastung vor allem von dem jungen Schnitzler erfahren wurde. So fehlt es denn nicht an Äußerungen des Unmuts über das begonnene Studium wie über den ärztlichen Beruf im allgemeinen. In einer Tagebuch-Notiz aus dem Jahre 1888 – Schnitzler ist 26 Jahre alt – heißt es: „So steh ich zwischen einem berühmten Vater, einem tüchtigen, unendlich fleißigen Bruder, der Doctor der Medicin ist, einem künftigen Schwager Dr. Markus Hajek, gleichfalls als Mediziner weit über dem Mittelmaass. Ich weiss, ich kann Ihnen da nicht gleich werden; nie kann ich diese Arbeitskraft aufbringen; ich kann keine Stunde lang über einem mediz. Buch gesammelt sein.“<sup>56</sup> Drastischer wird der Unmut in einer Aufzeichnung zum Ausdruck gebracht, die Sätze wie die folgenden enthält: „Aber ich habe die ganze Zeit über nur mit Schaudern – wirklich mit Schaudern – nein, doch mit Widerwillen an meinen erwählten medizinischen Beruf gedacht. Und soll noch arbeiten! wissenschaftlich! Nie werd ich da was zu Stande bringen. Ein elender Winter liegt vor mir!“<sup>57</sup> Im Hinblick auf solche und verwandte Äußerungen ist dennoch nicht darüber hinwegzusehen, daß es eine lebenslange Verbundenheit mit dem

---

Ich leide nicht im geringsten unter meiner jüdischen Abstammung, ja ich bin so fern von diesem Gefühl, als es einer nur sein kann, der es am Ende auch dumm fände, auf sein Judentum oder auf sonst irgend etwas stolz zu sein.“ (Briefe 1875–1912. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main 1981, S. 589).

<sup>54</sup> Karl Eder: Der Liberalismus in Altösterreich. Geisteshaltung, Politik und Kultur. Wien/München 1955, S. 225. Zum Aufstieg des Judentums in den bürgerlichen Berufen vgl. Reinhard Rürup: Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft. Göttingen 1975.

<sup>55</sup> Theodor Billroth: Über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften. Wien 1876, S. 148–155.

<sup>56</sup> Tagebuch 1879–1892. Hg. von Werner Welzig. Wien 1987, S. 238.

<sup>57</sup> Ebda., S. 261 (Eintragung vom 18. 8. 1889).

Arztberuf gegeben hat. In ihrem Erinnerungsbuch „Spiegelbild der Freundschaft“ gibt Olga Schnitzler, die frühere Ehefrau, eine bekenntnishafte Äußerung wieder, die sich glaubwürdig anhört: „Wer je Mediziner war, kann nie aufhören, es zu sein. Denn Medizin ist eine Weltanschauung.“<sup>58</sup> Aber zu bedenken bleibt auch, ob nicht die vielerorts wahrgenommene Krise der Medizin in die zeitweilige Aversion ihr gegenüber hineinwirkt. Besonders hinsichtlich der Erwartungen im Gebiet des Ethischen scheint es Enttäuschungen gegeben zu haben, wenn sich Schnitzler gegen Ende seines Studiums notiert: „[...] aber ich habe das entschiedene Gefühl, dass ich, abgesehen von dem wahrscheinlichen materiellen Vortheil, ethisch einen Blödsinn begangen habe, indem ich Medizin studierte.“<sup>59</sup> Offensichtlich läßt das Ethische in der zu Welt- ruhm gelangten Medizin der Wiener Schulen zu wünschen übrig. Was bloß private Stimmung zu sein scheint, geht über in eine kritische Einstellung zur Medizin, in eine Wissenschaftskritik, wie sie aus der literarischen Moderne nicht wegzudenken ist. Aber sowohl bei Schnitzler wie ähnlich bei Benn, Döblin oder Carossa handelt es sich nicht um eine Kritik von außen her. Es sind nicht Unbefugte, die solche Kritik in den literarischen Text einbringen, sondern *poetae docti*, die durchaus wissen, wovon sie reden.<sup>60</sup> Mit geschärftem Sinn achten sie darauf, daß Fortschritt nicht ein „Fortschreiten weg von der Menschheit“ wird, wie Brecht seinen Galilei in der umgearbeiteten Fassung des Dramas sagen läßt. Schnitzler war sich früh bewußt, daß sich kritische Fragen dort vor allem stellen, wo es um das Humane der Humanmedizin geht.

In einem grundsätzlichen Sinn bringt er seine Kritik an der Medizin seiner Zeit in dem Beitrag einer medizinischen Zeitschrift zum Ausdruck, der eindringlich die Hellhörigkeit des jungen Arztes für die Probleme bestätigt, die mit der notwendig gewordenen

<sup>58</sup> Olga Schnitzler: *Spiegelbild der Freundschaft*. Salzburg 1962, S. 53.

<sup>59</sup> Tagebuch 1879–1892, S. 178 (Eintragung vom 7. 5. 1885).

<sup>60</sup> Zum *poeta doctus* in neuerer Literatur vgl. Wilfried Barner: *Poeta doctus*. Über die Renaissance eines Dichterideals in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. In: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. Festschrift für Richard Brinkmann. Hg. von Jürgen Brummack u. a. Tübingen 1981, S. 725–752; ferner Josefine Nettesheim: *Poeta Doctus oder Die Poetisierung der Wissenschaft von Musäus bis Benn*. Berlin 1975.

Verwissenschaftlichung der Medizin einhergehen. Daß Humanmedizin und humane Medizin mitunter auseinandergehen, deutet sich an. In dem als „Silvesterbetrachtungen“ überschriebenen Aufsatz, der 1889 in der „Internationalen klinischen Rundschau“ veröffentlicht wird, entwirft Schnitzler ein Bild des Arztes, wie er sein sollte. An der naturwissenschaftlichen Ausbildung läßt er keine Zweifel. Aber auch die ethische Komponente wird zur Sprache gebracht. Doch scheint ihm fraglich, ob beide Wege, die naturwissenschaftliche Ausbildung und die ethische Komponente, immer zusammengehen.<sup>61</sup> Hier regt sich Besorgnis, die sich am Ende des Beitrags in nachdenklichen Sätzen wie diesen äußert: „Denn wir zweifeln keinen Augenblick, daß man auch im nächsten Jahre neue Bazillen und neue Medikamente entdecken wird. Man wird in den Laboratorien und auf den Kliniken rüstig weiterarbeiten; man wird den Geheimnissen des Lebens und des Todes immer näherkommen. Wir werden auch im nächsten Jahre viele große Ärzte unter uns haben – aber wir fürchten, nur wenig große Menschen.“<sup>62</sup> Von der Gleichgültigkeit im Sezierraum, der „Gleichgültigkeit gegenüber dem nun einmal zur Sache gewordenen Menschenbild“ und von der Neigung, diese Sachlichkeit zu übertreiben, ist rückblickend in der Autobiographie die Rede.<sup>63</sup> Das strenge Ethos des Vaters – „Die Religion des Arztes ist die Humanität, d. h. die Liebe zur Menschheit, ohne Rücksicht auf Reichthum und Armuth, ohne Unterschied der Nationalität u. der Konfession“, wie eines seiner Bekenntnisse lautet – mag fortgewirkt haben.<sup>64</sup> Die Befürchtung, daß Humanmedizin und humane Medizin eines Tages nicht mehr ein und dasselbe sein könnten,

---

<sup>61</sup> In der Einleitung zu Schnitzlers „Medizinischen Schriften“ stellt ihr Herausgeber, Horst Thomé, fest, „daß das medizinische Wissen sein humanisierendes Potential nicht habe realisieren können, weil seine lebenspraktische Umsetzung ausgeblieben ist“ (Arthur Schnitzler: Medizinische Schriften. Zusammengestellt und mit einem Vorwort samt Anmerkungen versehen von Horst Thomé. Wien/Darmstadt 1988, S. 18).

<sup>62</sup> Medizinische Schriften, S. 176.

<sup>63</sup> Jugend in Wien, S. 127.

<sup>64</sup> Arthur Schnitzler. Sein Leben. Sein Werk. Seine Zeit. Hg. von Heinrich Schnitzler, Christian Brandstätter und Reinhard Urbach. Frankfurt am Main 1981, S. 107.

wie sie die angeführte Silvesterbetrachtung begleitet, liegt auch als Grundgedanke der vielschichtigen Arztkritik zugrunde, die es im literarischen Werk Arthur Schnitzlers gibt.

Es gibt sie vor allem dort, wo Ärzte in traditionellen Denkmustern befangen bleiben und sich allem Neuen strikt verweigern. Sie gilt denjenigen, die wie die Figur des Doktor Witte im Schauspiel „Das Märchen“ (1891) den Typus des bürgerlichen Durchschnittsmenschen verkörpern oder sich wie der Doktor Assalagny im historischen Drama „Der junge Medardus“ (1909) an den politischen Intrigen des Hoflebens beteiligen. Einen ganz der bürgerlichen Gesellschaft verhafteten Arzt gibt es in dem weithin vergessenen Schauspiel „Das Vermächtnis“ (1897). Das Stück spielt im Wien der Gegenwart; Schauplatz der Handlung ist die großbürgerliche Familie eines Professors der Nationalökonomie – ein Schnitzler, vertrautes Milieu. Dem Sohn, einem promovierten Juristen, ist es gelungen, ein uneheliches Kind seiner Geliebten vier Jahre lang vor den Eltern zu verbergen. Er ist durch einen Sturz vom Pferd verunglückt und ringt den Eltern im Sterben das Versprechen ab, die Geliebte wie das uneheliche Kind in ihre Wohnung aufzunehmen. Als es bald danach unerwartet stirbt, geht alles darum, die Geliebte des verstorbenen Sohnes aus der Wohnung zu entfernen, was auch geschieht und mit deren Freitod endet. An der „Vertreibung“ ist der Hausherr, der Universitätsprofessor Lossatti, maßgeblich beteiligt. Aber unterstützt und übertroffen in solchem Vorgehen wird er von dem Arzt der Familie, Doktor Ferdinand Schmidt, dessen Verlobung mit einer Tochter des Hauses nachhaltig betrieben wird. Dieser aus kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgestiegene Arzt erweist sich als ein rücksichtsloser Vertreter der bürgerlichen Ordnung und ihrer engstirnigen Moral. Ohne jedes Verständnis der in Not geratenen Frau verfolgt er sein Ziel, ein bornierter Kleingeist, der nicht mit sich reden läßt; und es ist ein Arzt, den Schnitzler, als Verfasser des Stücks, gnadenlos bloßstellt: als eine Verkörperung der zur Ideologie gewordenen Aufstiegsmentalität. Es gibt kaum eine andere Arztgestalt in diesem literarischen Werk, die so wie diese als Unmensch zur Schau gestellt wird. Die mit ihm vor allem abrechnen, sind die Frauen der Familie, und sie sind so gut Außenseiter der bürgerlichen Gesellschaft wie der Arzt, der dem Verunglückten erste Hilfe leistet. Im

Personenverzeichnis wird er namentlich nicht genannt. Aber im Stück selbst stellt er sich als Doktor Bernstein vor. Der sich um den verunglückten Sohn kümmert, wie es sich von selbst versteht, ist ein jüdischer Arzt, ein Außenseiter der bürgerlichen Ordnung auch er – als deute sich in dieser Arztgestalt wie in den helfenden Frauen an, daß sich Menschlichkeit um vieles besser am Rande dieser Gesellschaftsordnung zu bewähren vermag. Vor allem aber zeigt sich die Verstrickung in die Denkmuster der Gesellschaft an denjenigen Ärzten immer erneut, die sich dem Ritual des Duells nicht verweigern. Es ist ein in zahlreichen Texten Schnitzlers wiederkehrendes Thema.<sup>65</sup> Die Kritik gilt den Ärzten, die sich mittelbar am Töten beteiligen, da sie doch heilen sollten. Sie beteiligen sich, indem sie dem Duell beiwohnen und damit die ihm zugrunde liegende Denkweise billigen. In der Komödie „Fink und Fliederbusch“ (1917) tut sich ein Arzt, Doktor Kunz, etwas darauf zugute, schon in 117 Fällen den am Duell Beteiligten den Puls gefühlt zu haben, um festzustellen, ob sie gesund genug seien, damit sie gegebenenfalls getötet werden können (II, 642). In dem Schauspiel „Freiwild“ (1896) darf sich der Arzt Albert Wellner zurechnen, an der Genesung seines am Duell beteiligt gewesenen Freundes mitgewirkt zu haben. Als er aber hören muß, daß dieser sich einem neuen Duell zu entziehen gedenkt, ist er entsetzt.<sup>66</sup> In dem Drama „Das weite Land“ (1911), einem der erfolgreichsten Stücke Schnitzlers, wird das Duell vollends zur Farce und zu einem verantwortungslosen Spiel mit dem eigenen Leben wie mit dem Leben anderer: Der Fabrikant Hofreiter, ein Lebemann der alten Schule, hat sich während einer Gebirgswanderung auf ein

---

<sup>65</sup> Vgl. zur Geschichte des Duells die vorzügliche Arbeit von Ute Frevert: *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München 1991. – Zum Duell bei Schnitzler vgl. das Kapitel von Klaus Laermann: *Zur Sozialgeschichte des Duells*. In: Rolf-Peter Janz/Klaus Laermann: *Arthur Schnitzler: Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im Fin de siècle*. Stuttgart 1977, S. 131–154. Über das Duell im Zusammenhang der Erzählung „Der Sekundant“ handelt Michaela Perlmann: *Der Traum in der literarischen Moderne. Zum Werk Arthur Schnitzlers*. München 1987, S. 202 ff. Hier auch der Hinweis auf die Äußerungen Schnitzlers über Duell und Duellzwang in: *Aphorismen und Betrachtungen*. Hg. von Robert O. Weiss. Frankfurt am Main 1967, S. 321–323.

<sup>66</sup> Zur Analyse des Stückes unter dem Gesichtspunkt der Duellmotive vgl. Klaus Laermann in: Rolf-Peter Janz/Klaus Laermann: *Arthur Schnitzler*, S. 138–142.

Liebesverhältnis eingelassen und denkt an Scheidung. Als er von einer Liebelei seiner Ehefrau Genia mit dem jungen Offizier Otto von Aigner hört, fordert er diesen kurz entschlossen zum Duell heraus und erschießt ihn, ohne eine innere Neigung zu seiner Frau spüren zu lassen.<sup>67</sup> Der in diesem Stück auftretende Doktor Franz Mauer, mit dem Fabrikanten befreundet und in die Spiele einer Gesellschaft wie dieser involviert, tritt als Arzt kaum in Erscheinung. Wenn wir als Zuschauer ihn kennenlernen, wird er wie folgt charakterisiert: „Fünfunddreißig Jahre, groß, blonder Vollbart, Zwicker, Narbe von einem Säbelhieb auf der Stirne [...]“ (II, 223). Zur Heilung einer kranken Gesellschaft trägt er nicht viel bei – schon deshalb nicht, weil er sich im weiten Land der Seele so wenig auszukennen scheint wie die anderen; und bezeichnend ist auch, wie er sich oberflächlich und spielerisch über Freitod äußert.<sup>68</sup>

Solche Unkenntnis in weiten Land der Seele ist der andere und obendrein gewichtigere Aspekt in Schnitzlers Arztkritik. Sie richtet sich gegen Ärzte, die von der Eigenart psychischen Krankseins oder nervöser Störungen wenig verstehen und sie daher nicht ernst nehmen. Damit verbindet sich Kritik an der so erfolgreichen Medizin des 19. Jahrhunderts und dem positivistischen Weltbild, das ihr zugrunde liegt. Diese Erfolge werden von Schnitzler als Arzt nicht in Frage gestellt. Die Tränen seien ihm in die Augen gekommen, als er von den einzigartigen Entdeckungen Robert Kochs gehört habe, lesen wir in einem der frühen Briefe.<sup>69</sup> Aber dem kritischen Betrachter, der Schnitzler war, entgeht nicht, daß die großartigen Leistungen um den Preis anderer medizinischer Gebiete erkaufte wurden: Vor anderen hatten Psychiatrie und Psychologie weithin das Nachsehen. Mit dieser Entwicklung geht einher, daß die Wissenschaftlichkeit in der Erfassung des Un-

<sup>67</sup> Vgl. zur Gestalt Hofreiters – manche hätten ihn für einen Mörder gehalten – den aufschlußreichen Brief an einen Regisseur vom 31. 5. 1915 (Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth/Richard Miklin/Susanne Pertlik und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main 1984, S. 89).

<sup>68</sup> „Wir sind alle so oft nahe daran. Ich hab’ mich einmal umbringen wollen, mit vierzehn Jahren, weil mich ein Professor ins Klassenbuch geschrieben hat“ (II, 231).

<sup>69</sup> Briefe 1875–1912, S. 97. Es handelt sich um einen Brief an Olga Waissnix vom 14. 11. 1890.

bewußten gründlich in Frage gestellt war. Solche Zurücksetzungen alles Psychischen werden der Medizin in den literarischen Texten Schnitzlers immer erneut vorgehalten. Ein typischer Arzt der alten Schule, der sich allem Neuartigen verweigert, ist der Basler Stadtarzt Doktor Copus im Einakter „Paracelsus“ (1899). Mit der Krankheit der Ehefrau des Waffenschmiedes Cyprian – offensichtlich handelt es sich um einen Fall von Hysterie – weiß er nichts anzufangen. Mit der Figur dieses Arztes wird deutlich die traditionelle Medizin zu treffen gesucht, die man Schulmedizin nennt.<sup>70</sup> In dem 1967 aus dem Nachlaß veröffentlichten Romanfragment „Wurstl“ macht sich ein junger Arzt über den eigenen Vater, einen Medizinalrat, seine Gedanken. Es handelt sich, was diesen angeht, um einen überaus freundlichen Arzt, um einen lebensfrohen und stets zu Heiterkeit aufgelegten Menschen. Alles deutet hin auf eine vorbildlich praktizierte Humanität, wie man sie wünscht. Sie ist dennoch höchst problematisch oder problematisch geworden, weil die Kenntnis im Gebiete des Psychischen zu wünschen übrig läßt, auf die hier so viel ankäme. Auf die neue Nervenheilkunde, auf Charcot und dessen Hysteriestudien, ist dieser Medizinalrat nicht gut zu sprechen.<sup>71</sup> Die eigene Tochter war schon einmal in einer Heilanstalt für Gemütskranke untergebracht, von der es im Text heißt: „Schon als sechzehnjähriges Mädchen, und später in *gemessenen* Zwischenräumen noch einige Male hatte sie manche Wochen am Bodensee in einer Heilanstalt für Gemütskranke verbringen müssen“ – also im Sanatorium „Bellevue“ der Familie Binswanger in Kreuzlingen, wie wir ergänzen dürfen.<sup>72</sup> Dennoch macht sich der Vater über den Zustand seiner Tochter wenig Sor-

---

<sup>70</sup> Vgl. zur Gestalt des Doktor Copus: Michael Worbs: *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*. Frankfurt am Main 1988 (zuerst 1983 erschienen), S. 230. Über die Hypnose bei Schnitzler und Freud vgl. Horst Thomé: *Autonomes Ich und „Inneres Ausland“*. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848–1914). Tübingen 1993, S. 215; ferner „Jugend in Wien“, S. 318–319. Über Hypnose im „Anatol“-Zyklus und im Einakter „Paracelsus“ handelt Renate Wagner: *Arthur Schnitzler*, S. 41.

<sup>71</sup> Das Fragment des Romans „Wurstl“, der ein Theaterroman werden sollte, wurde veröffentlicht von Reinhard Urbach in: *Literatur und Kritik* 2 (1967), H. 13, S. 135–183. – Die hier angeführte Stelle S. 137.

<sup>72</sup> Ebda., S. 138.

gen. Er bleibt nur allzu sehr guten Mutes, wenn es in der Erzählung heißt: „Denn: zu beruhigen, war seine Kunst, fast sein Genie und gerade der Ängstlichkeit, ja *der* Verzweiflung gegenüber wußte er sein freundliches Wesen zur heitersten Laune, seine Überredungsgabe zu einer wahren Meisterschaft der Lüge, ja bis zum Glauben an die eigene Wunderkraft zu steigern.“<sup>73</sup> Noch während des Ersten Weltkriegs, im Jahre 1917, veröffentlichte Schnitzler die Erzählung „Doktor Gräsler, Badearzt“, und Erzählungen erhalten von nun an Vorrang vor Drama und Theater. Dieser Text kann als Fortsetzung einer literarischen Reihe gesehen werden, von der schon die Rede war. Maupassants Roman „Mont-Oriol“ (1886/87) wurde in diesem Zusammenhang genannt. Aber gegenüber der satirischen Darstellung dort ist Schnitzlers Kritik weniger augenfällig.<sup>74</sup> Die Kritik gilt einem Arzt, der wenig von dem weiß, was in dem ihm nächsten Menschen vor sich geht, so daß geschehen kann, was hier geschieht: Den zu Schwermut neigenden Gemütszustand der eigenen Schwester, die ihm den Haushalt führt, verkennt er völlig; und während er eines Tages nach Mittag über der Lektüre einer wissenschaftlichen

<sup>73</sup> Ebda., S. 137f.

<sup>74</sup> Diese wenig augenfällige Kritik, die sich auch als Ironie äußert, gilt es nicht zu übersehen, wie es in der Interpretation von Peter von Haselberg (Psychologie oder Konstellationen? Am Beispiel von „Doktor Gräsler, Badearzt“. In: Schnitzler in neuer Sicht. Hg. von Hartmut Scheible. München 1981, S. 188–199) doch wohl geschieht. Vf. bemängelt einen Satz dieser Erzählung, nämlich den folgenden: „Nach langer Zeit ging ihm wieder einmal die Hoheit seines Berufes auf.“ Hierzu der Interpret: „Sätze dieses Kalibers kann man heute nur noch mit stillem Hohn zur Kenntnis nehmen“ (S. 194). Aber mit stillem Hohn weit mehr hat man die ungenügende Wahrnehmung des Erzählstils zur Kenntnis zu nehmen. Hier wird die erlebte Rede nicht durchschaut, und natürlich ist das, was gesagt wird, aus der Sicht der Figur gesagt, nicht aus der Sicht des Erzählers oder des Autors Schnitzler. Es ist also Ironie, die es zu erkennen gilt, und wenn es sich um Banalität handelt, so ist es dargestellte Banalität. Was denn sonst! – Die Erzählung wird in älterer Literatur, in dem Buch von Richard Specht, entsprechend herabgesetzt, wenn dort behauptet wird: „Und doch schüttelt man den Kopf, wenn man ein Buch wie diesen ‚Doktor Gräsler, Badearzt‘ liest, in dem jede Zeile den großen Künstler offenbart und das einen doch völlig unberührt läßt“ (Arthur Schnitzler. Der Dichter und sein Werk. Eine Studie. Berlin 1922, S. 335). Von der Arztkritik, die das Buch enthält, wird hier nichts erfaßt. Aber Martin Swales (Arthur Schnitzler. A Critical Study. Oxford 1971, S. 81) nennt die Erzählung „a mature work“.



Zeitschrift eingenickt ist, nimmt sie sich zu seiner Überraschung das Leben. In dem späten Roman „Therese“ (1927), den manche für einen Trivialroman halten, weil er Triviales thematisiert, begegnen wir dem zunächst noch angehenden, später ausgebildeten Nervenarzt Alfred Nüllheim, einem Jugendfreund der Hauptgestalt. Um Vernachlässigungen von Psychologie und Psychiatrie geht es hier nicht; das Interesse dieses Jugendfreundes gilt im Gegenteil gerade diesem Gebiet der Medizin, das er einmal als Arzt auszuüben gedenkt. So bietet er der Freundin eines Tages an, gemeinsam deren Vater zu besuchen, der in einer Nervenheilanstalt untergebracht ist. Aber von diesem Besuch bleibt seitens des jungen Mädchens nur Enttäuschung zurück, weil das, was in ihr vorgeht, von dem angehenden Nervenarzt nicht im mindesten wahrgenommen wird, den nur der Fall interessiert. Im Text heißt es: „Es berührte Therese sonderbar, fast schmerzlich, daß Alfred auf dem Heimweg von dem erledigten Besuch ohne jede Traurigkeit, eher in angenehm erregter Weise, wie von einem merkwürdigen, für ihn gewissermaßen bedeutungsvollen Erlebnis sprach und die Tränen nicht merkte, die ihr über die Wangen rannen“ (II, 632). Verstrickung in das Gesellschaftsleben und Vernachlässigung alles Psychischen in der Gestalt des Arztes sind in einem Text von weltliterarischem Rang so sehr aufeinander bezogen, daß eine Trennung des einen vom anderen kaum möglich ist. Die Rede ist von Schnitzlers „Traumnovelle“ (1926), die man gern mit Freuds säkulaarem Werk, der „Traumdeutung“, in Verbindung bringt; und ohne Frage geht es ähnlich wie bei Freud um die zentrale Bedeutung des Traumes in der Bewußtseinsgeschichte des Menschen. Aber die Deutung von Träumen in der Novelle Schnitzlers ist nicht ablösbar von der Gestalt eines Arztes, der zum Verständnis der Erzählung nicht weniger wichtig ist als die zentrale Funktion des Traumes, auf die schon ihr Titel verweist.<sup>75</sup>

---

<sup>75</sup> Zur Bedeutung des Traumes bei Schnitzler vgl. Michaela Perlmann: Der Traum in der literarischen Moderne, S. 180–201. Bezeichnenderweise ist einer der frühesten Prosatexte Schnitzlers, „Frühlingsnacht im Seziersaal“, eine Traumgeschichte; vgl. Frederick Beharriell: Schnitzler: Freuds Doppelgänger. In: Literatur und Kritik 2 (1967), S. 548f. Zur Deutung der Novelle vgl. – neben anderem – Hilde Spiel: Im Abgrund der Triebwelt oder Kein Zugang zum Fest. Zu Schnitzlers „Traumnovelle“. In: Akten des Internationalen Symposiums, S. 164–169. Einen der wichtigsten Bei-

Der Eingang der Novelle liest sich, als hätten wir es mit einem Märchen zu tun, einem Familienmärchen. Das sechsjährige Kind liest eine Stelle aus „1001 Nacht“ vor, bis ihm die Augen zufallen. Danach heißt es im Text: „Die Eltern sahen einander lächelnd an. Fridolin beugte sich zu ihr [seiner Tochter] nieder, küßte sie auf das blonde Haar und klappte das Buch zu [...]. Und da sich nun auch Albertine zu dem Kind herabgebeugt hatte, trafen sich die Hände der Eltern auf der geliebten Stirn, und mit zärtlichem Lächeln, das nun nicht mehr dem Kinde allein galt, begegneten sich ihre Blicke“ (II, 434). Aber zwischen diesem Eingang und dem Schluß, der zu einem Wiederfinden der Eheleute nach vorausgegangenen Entfremdungen führt, werden, mit Hamann zu sprechen, „Höllenfahrten der Selbsterkenntnis“ erzählt.<sup>76</sup> Ihre je einzelne Selbstentfremdung und ihr Fremdwerden untereinander beginnen mit dem gegenseitigen Erfragen kleiner Liebeleien bei Bällen und Ferienaufenthalten, kaum daß das Kind ins Bett gebracht worden ist. Diese Entfremdung der Eheleute erreicht ihren Höhepunkt im Traum der Ehefrau, dem die gespenstischen Abenteuer des Ehemannes und Arztes Fridolin vorausgegangen sind. Die Abenteuer wurden teils triebhaft gesucht und herbeigewünscht, teils ist er in sie hineingeraten, ohne daß er es wollte. Am Anfang der abenteuerlichen Nacht steht der Besuch eines kranken Hofrats, den der Arzt in dessen Wohnung aufsucht. Mit diesem Besuch kündigt sich eine von Tod und Grauen umstellte Welt an, und so sehr gewinnt die Selbstentfremdung Macht über ihn, daß er meint, sich in einem Delirium zu befinden. Die Begegnung mit der Leiche einer jungen Frau, die er als Lebende noch Tags zuvor begehrte hatte, steigert das Unheimliche der nächtlichen Bege-

---

träge zum Verständnis des Textes hat Hans Joachim Schrimpf beige-steuert: Arthur Schnitzlers Traumnovelle. In: H. J. Sch.: Der Schriftsteller als öffentliche Person. Von Lessing bis Hochhuth. Berlin 1977, S. 215–234.

<sup>76</sup> Das Motiv der Entfremdung hier und in der Erzählung „Der blinde Geronimo und sein Bruder“ vergleicht Hans Joachim Schrimpf in seinem wichtigen Aufsatz. Was gesagt wird, kann ohne weiteres auf das Wiederfinden der Eheleute in der „Traumnovelle“ bezogen werden. In dem angeführten Aufsatz heißt es (S. 220): „Und doch führt gerade diese Krise zu einem neuen liebenden Sich-Erkennen der beiden, das aber erst nach dem Durchschreiten einer Zone äußerster Entfremdung möglich wird [...]“.

benheiten in eine gespensterhafte Atmosphäre, aus der es kein Entrinnen zu geben scheint. Es ist klar, daß der medizinkundige Erzähler über unbewußtes Seelenleben besser Bescheid weiß als diese in die Nachtseiten des Lebens verstrickte Arztfigur.<sup>77</sup> Dennoch haben wir es nicht einfach mit Träumen dieses Arztes zu tun, sondern mit einer wirklich existierenden Welt, in der es Geheimgesellschaften, Perversionen des Trieblebens und Personen gibt, die rücksichtslos über das Leben anderer verfügen. Dieses Triebleben, dem der Arzt Fridolin anheimfällt, nimmt zunehmend bedrohliche Ausmaße an. Er läßt sich mit den Prostituierten dieser Gesellschaft ein, erfährt Menschliches in unmenschlicher Umgebung und weiß am Ende weder, wie er in diese Welt hineingeraten ist, noch weiß er, wie er aus ihr wieder herauskommen könnte. Endlich nach Hause zurückgekehrt, findet er die Ehefrau von schweren Träumen aufgeschreckt vor. Sie erzählt von ihnen, ohne etwas auszusparen, und es sind nicht mehr die lieblichen Träume aus romantischer Zeit, sondern Träume von der Art, wie sie der Dichter Filippo im Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“ (1899) beschreibt:

„Doch Träume sind Begierden ohne Mut,  
Sind freche Wünsche, die das Licht des Tags  
Zurückjagt in die Winkel unsrer Seele,  
Daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen [...]“  
(I, 576).

Es sind qualvolle Träume, die in den Texten der literarischen Moderne geträumt werden – ganz so, wie es sie bei Strindberg, in der Vorbemerkung zu seinem „Traumspiel“ (1902), gibt: „Der Schlaf, der Befreier, ist oft grausam, doch wenn die Pein am heftigsten ist, kommt das Erwachen und versöhnt den Leidenden mit der Wirklichkeit, die, wie qualvoll sie auch sein mag, in diesem Augenblick doch eine Erleichterung ist, verglichen mit dem so

---

<sup>77</sup> Diese Passage hat Heinz Politzer eindrucksvoll interpretiert: Diagnose und Dichtung. Zum Werk Arthur Schnitzlers. In: H. P.: Das Schweigen der Sirenen. Studien zur deutschen und österreichischen Literatur. Stuttgart 1968, S. 137.

schmerzhaften Traum.“<sup>78</sup> Einen solchen Traum erzählt Albertine, die Ehefrau des Arztes, indem sie ihr Inneres rücksichtslos aufdeckt und damit durch Bewußtmachen einen Akt der Befreiung einleitet: „Ja, ich sah dich, ich sah, wie du ergriffen wurdest, von Soldaten, glaube ich, auch Geistliche waren darunter; irgendwer, ein riesengroßer Mensch, fesselte deine Hände, und ich wußte, daß du hingerichtet werden solltest. Ich wußte es ohne Mitleid, ohne Schauer, ganz fern. [...] Das Blut floß wie in Bächen an dir herab, ich sah es fließen, war mir meiner Grausamkeit bewußt, ohne mich über sie zu wundern“ (II, 478). Der Ehemann reagiert konsterniert und mit Empörung über das, was er hört, ohne sich schon die eigene eheliche Untreue in den Abenteuern der zurückliegenden Nacht bewußt gemacht zu haben – bis er im erzählten Traum der Ehefrau das eigene traumhaft-triebhafte Leben zu durchschauen beginnt. Schnitzler arbeitet als Erzähler mit der Technik des Leitmotivs. Ein solches ist Dänemark mit einem jungen Dänen und dem dänischen Strand, an dem man einmal gemeinsame Ferien verbracht hat. Man ist geneigt, diese Dänemark-Motive, ähnlich wie in Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, auf das Dänemark Kierkegaards zu beziehen. Daß Schnitzler von seinen Schriften Kenntnis hatte, schon durch den mit ihm befreundeten Georg Brandes, einem frühen Vermittler des dänischen Denkers in Deutschland, kann nicht zweifelhaft sein.<sup>79</sup> Der mit diesen Motiven hergestellte Bezug betrifft den Begriff Existenz, einen bestimmten Zustand des Bewußtseins; und um Existenzverwirklichung geht es in dieser Erzählung in der Tat.<sup>80</sup> Seines Dop-

---

<sup>78</sup> August Strindberg: Ein Traumspiel. Hier zitiert nach der Übersetzung von Peter Weiss in der Ausgabe der Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 1963, S. 7. – Über die qualvollen Träume bei Schnitzler vgl. Hans Joachim Schrimpf: Der Schriftsteller, S. 224.

<sup>79</sup> In den Tagebüchern, soweit sie veröffentlicht vorliegen, wird Kierkegaard zweimal genannt: einmal in einer Notiz während der dänischen Reise im Jahre 1896, der enorme Einfluß Kierkegaards auf Ibsen wird erwähnt (Tagebücher 1893–1902, S. 211, Notiz vom 21. 8. 1896); und ein zweitesmal im März 1914: Von einem Besuch Wassermanns ist die Rede. Er mißbilligt Rollands Roman „Jean-Christophe“; danach die Notiz: „Über Sören Kierkegaard“ (Tagebücher 1913–1916. Hg. von Werner Welzig. Wien 1983, S. 106, Notiz vom 25. 3. 1914).

<sup>80</sup> Existenzverwirklichung oder Existenzwerdung muß Gesellschaftskritik und gesellschaftliche Bezüge nicht ausschließen, wie Martin Swales anzunehmen scheint: Li-

pellebens wird sich der Arzt zunehmend bewußt; es handelt sich um eine an Krankheit erinnernde Bewußtseinspaltung: „Er besann sich gewisser merkwürdiger Krankheitsfälle, die er aus psychiatrischen Büchern kannte, sogenannter Doppelexistenzen [...]“ (II, 491). Von „bewußter Existenz“ spricht Albertine, die maßgeblichen Anteil daran hat, daß es zur Bewußtwerdung kommt (II, 478). Es ist üblich, Schnitzlers „Traumnovelle“ im Anschluß an die Lehren Freuds zu interpretieren, im Blick ausschließlich auf individuelle Psychologie, sofern man es nicht bei der Bezeichnung Ehegeschichte beläßt.<sup>81</sup> Aber der in Frage stehende Text ist eine Gesellschaftsnovelle nicht zuletzt, und die Gesellschaftskritik läßt im Hinblick auf geheime Clubs, überlebte Rituale, Couleurstudententum, Duelle und andere fragwürdige Tötungsarten nichts zu wünschen übrig. Erst von hier aus erhält das kritische Arztbild sein Gewicht, um das es keineswegs im Sinne nur eines Nebenmotivs geht.<sup>82</sup> Aus der zentralen Stellung, die dem Arzt in dieser Erzählung zukommt, erklärt sich die Vielzahl der Krankheitsbilder und die medizinischen Motive, die es gibt: der Krankenbesuch im Hause des Hofrats, der in eine Sterbeszene übergeht; die Berührungen der schönen Leiche im Seziersaal; die vermeintlich wahnsinnige Tochter des Maskenverleihers; das gescheiterte Medizinstudium des verwahrlosten Pianisten Nachtigall; die Rede von der medizinischen Karriere, an die Fridolin einmal gedacht hatte; schließlich die Figur des nur an wissenschaftlicher Medizin interessierten Arztes Doktor Adler. Alle diese Szenen und Motive sind von der vorwiegend individuellen Psychologie Freuds und ihren Deutungsmustern her nicht zu erfassen. Dieser Arzt ist kein Heros seines Berufsstandes, sondern ein Mensch, der sich im Allzu-

---

teratur und Kritik 17 (1982), Heft 163/4, S. 60. Es geht hier um den Roman „Der Weg ins Freie“. – Von Existenzverwirklichung spricht Hans Joachim Schrimpf in seinem Aufsatz über Schnitzlers Novelle: Der Schriftsteller, S. 217.

<sup>81</sup> Auf eine Ehegeschichte ist vor allem William H. Rey gerichtet: Arthur Schnitzler. Die späte Prosa als Gipfel seines Schaffens. Berlin 1968, S. 86–125. So heißt es gleich einleitend S. 86: „*Traumnovelle* ist dem Problem der Ehe gewidmet, das Schnitzler und Hofmannsthal des öfteren gestaltet haben.“

<sup>82</sup> Daß die Figur des Arztes nichts weiter zu bedeuten habe, meint Fritz Wittmann, der an Schnitzlers Erzählungen nur Oberflächliches wahrnimmt (Der Arzt im Spiegelbild der deutschen schöngestigen Literatur, S. 15).

menschlichen triebhafter Abgründe zu verlieren und im gesellschaftlichen Rollenspiel aufzugehen droht.<sup>83</sup> Er wird zum Arzt erst in dem Augenblick, in dem er die gesellschaftlichen Rollen hinter sich läßt und die eigene Triebwelt durchschauen lernt. In diesem Prozeß der Bewußtwerdung, mit dem auch die Verstrickung in die gesellschaftlichen Rollenspiele ihr Ende findet, ist ihm seine Ehefrau behilflich. Sie erweist sich als die überlegene Figur des Geschehens, vergleichbar anderen Frauengestalten im erzählerischen Spätwerk wie Marcolina in „Casanovas Heimkehr“ oder Leopoldine im „Spiel im Morgen“. Die Ehefrau dieses Arztes ist die eigentliche Therapeutin in dem Heilverfahren, das glücklich enden kann, eben weil es ein Heilverfahren ist.<sup>84</sup> Die Vorbehalte, als sei damit eine Heilung ein für allemal bewirkt, sind aber nicht zu überhören: „Sie nahm seinen Kopf in beide Hände und bettete ihn innig an ihre Brust. ‚Nun sind wir wohl erwacht‘, sagte sie –,für lange.‘ Für immer wollte er hinzufügen, aber noch ehe er die Worte ausgesprochen, legte sie ihm einen Finger auf die Lippen und, wie vor sich hin, flüsterte sie: ‚Niemals in die Zukunft fragen‘“ (II, 503). Die Schnitzler nächsten Figuren seiner Werke bewahren die Skepsis, die ihm selbst eigentümlich ist.

Dennoch kann nicht zweifelhaft sein, daß sich der Verfasser der „Traumnovelle“ in die nächste Nähe Sigmund Freuds begeben hat.<sup>85</sup> Mit einer Art Gedankenspiel haben wir es zu tun, wenn man

---

<sup>83</sup> Vgl. Michaela Perlmann: Der Traum in der literarischen Moderne, S. 182: „Fridolin ist eine höchst mediocre Persönlichkeit, die keineswegs dem Idealbild seines Berufsstandes entspricht.“ Daß man Schnitzlers Arztkritik unabhängig von der Person des Autors und ohne jeden biographischen Rekurs zu verstehen hat, ist gegenüber vorwiegend biographischen Deutungsmustern geltend zu machen; vgl. Hilde Spiel in den von Giuseppe Farese hg. Akten. Das schließt nicht aus, daß in die literarische Arztkritik auch Selbstkritik eingegangen ist.

<sup>84</sup> Daß es unzulässig sei, Schnitzlers Erzählung aufgrund dieses glücklichen Endes in die Nähe billigen Unterhaltungsschrifttums zu rücken, macht Klaus Kilian mit Recht geltend: Die Komödien Arthur Schnitzlers. Sozialer Rollenzwang und kritische Ethik. Düsseldorf 1972, S. 51.

<sup>85</sup> Der Gedankenaustausch, der Briefwechsel und die gegenseitigen Besuche beider Ärzte halten sich in Grenzen; sie sind leicht überschaubar. In den Jahren zwischen 1900 und 1903 wohnten beide in Wien nahe beieinander: Freud in der Berggasse, Schnitzler in der Frankengasse. Näher gekommen sind sie sich in dieser Zeit nicht.

in Literaturgeschichte wie Medizin darüber streitet, wem Priorität in den Erkenntnissen gebührt, die Freud bald als Psychoanalyse bezeichnen wird; und einig ist man sich heute weithin darin, daß die These von der Vorwegnahme Freuds durch Schnitzler sich nicht bestätigt.<sup>86</sup> Wichtiger als eine Entscheidung hierüber ist die Beschreibung der historischen Konstellation, die darin beruht, daß verschiedene Ärzte unabhängig voneinander sich auf dem Wege zu denselben Einsichten befinden, weil bestimmte Probleme in ein und derselben Zeit spruchreif geworden sind. Beide, Schnitzler wie Freud, haben den größten Teil ihres Lebens in Wien, Schnitzler überhaupt zeit seines Lebens, verbracht.<sup>87</sup> Beide haben sie dieselben Schulen der Wiener Medizin durchlaufen, und gemeinsam hatten sie auch den Lehrer der Psychiatrie, Theodor

---

Die herausragenden Ereignisse in den persönlichen Beziehungen sind Geburtstagsbriefe: Freuds Antwort auf Schnitzlers Brief zu dessen 50. Geburtstag (1912), Freuds Brief zu Schnitzlers 60. (1922) und eine zu vermutende Antwort Schnitzlers, die wir nicht besitzen. In demselben Jahr, im August 1922, kam es zu einem Besuch Schnitzlers bei Freud in Berchtesgaden. Ob Schnitzler an der Sitzung bei Freud am 5. 3. 1913 teilgenommen hat, geht aus dem Tagebuch von Lou Andreas-Salomé, das Schnitzlers Namen nennt, eindeutig nicht hervor. (Lou Andreas-Salomé: In der Schule bei Freud. Tagebuch eines Jahres 1912/13. Aus dem Nachlaß hg. von Ernst Pfeiffer. München 1965, S. 74 ff.). Das Schrifttum über die Beziehungen beider ist nicht uferlos, aber umfangreich. Es auch nur in Auswahl anzuführen, ist hier nicht der Ort. Statt dessen sei abermals auf die grundlegende Studie von Michael Worbs verwiesen, auf sein Buch „Nervenkunst“. Dort auch das Kapitel: Arthur Schnitzler – Sigmund Freud: Doppelgänger? (S. 179–258). Aufs Ganze gesehen: Es war eine gegenseitige Hochschätzung auf Distanz.

<sup>86</sup> Sie geht zurück auf Frederick Beharrell: Schnitzler's Anticipation of Freud's Dream Theory. In: Monatshefte 15 (1953), S. 81–89. Gegen diese These haben u. a. Stellung genommen: Bernd Urban: Arthur Schnitzler und Sigmund Freud: Aus den Anfängen des „Doppelgängers“. Zur Differenzierung dichterischer Intuition und Umgebung der frühen Hysterieforschung. In: GRM N.F. 24 (1974), S. 211. – Michael Worbs: Nervenkunst, S. 209. – Achim Aurnhammer: Schnitzlers „Die Nächste [1899]“. Intertextualität und Psychologisierung des Erzählens im Jungen Wien. In: GRM. N.F. 44 (1994), S. 37.

<sup>87</sup> Wenn Frederick Beharrell in einer späteren Arbeit bemerkt, „daß Schnitzlers Schriften schon vor 1894 alle die Überzeugungen und Erkenntnisse aufweisen, die in seinen späteren Werken als offensichtlich von Freud beeinflusst“ gelten, so wird damit eher die Auffassung von der Gleichzeitigkeit eines je voneinander unabhängigen Denkens bestätigt als die frühere These der Antizipation wiederholt (Schnitzler: Freuds Doppelgänger. In: Literatur und Kritik 2 [1967], H. 19, S. 548).

Meynert, dem man gewiß nicht Unrecht tut, wenn man ihn einen Vertreter der älteren medizinischen Schulen nennt. Dennoch haben sich beide Nervenärzte, die sie waren, lange Zeit auffällig gemieden. Gegenseitig wahrgenommen hatte man sich durchaus: Schnitzler hatte 1887 Freuds Übersetzung von Charcots Vorlesungen über Hysterie in der „Internationalen klinischen Rundschau“ besprochen, und Freud hatte sich die Aufführung des Einakters „Paracelsus“ nicht entgehen lassen. Andererseits war Schnitzler Freuds säkulares Werk, die „Traumdeutung“, nicht entgangen, das er sehr bald nach seinem Erscheinen gelesen hat; und offensichtlich so intensiv, daß er davon träumt.<sup>88</sup> Es hat wiederholt Berührungen gegeben. Aber näher gekommen war man sich nicht. Das änderte sich mit Freuds 50. Geburtstag im Jahre 1906. Auf Schnitzlers Glückwünsche antwortet dieser mit einem denkwürdigen Brief. Er betrifft das Verhältnis zwischen Künstler und Gelehrtem, aber darüber hinaus ist es ein menschlich bewegendes Zeugnis, und Hochschätzung gegenüber dem Dichter verleugnet sich nicht; Freud schreibt: „Seit vielen Jahren bin ich mir der weitreichenden Übereinstimmung bewußt, die zwischen Ihren und meinen Auffassungen psychologischer und erotischer Probleme besteht [...]. Ich habe mich oft verwundert gefragt, woher Sie diese oder jene geheime Kenntnis nehmen konnten, die ich mir durch mühselige Erforschung des Objektes erworben, und endlich kam ich dazu, den Dichter zu beneiden, den ich sonst bewundert.“ Freud fügt den Satz hinzu, der von Sympathie für den Briefpartner zeugt: „Es kränkt mich fast, daß ich fünfzig Jahre alt werden mußte, um etwas so Ehrenvolles zu erfahren.“<sup>89</sup> Zum 50. Geburtstag Schnitzlers im Mai 1912 kommt Freud auf diesen ihm offensichtlich wichtigen Gleichklang erneut zu sprechen. Er habe sich eingebildet, schreibt Freud, daß auf Schnitzlers wie auf sein eigenes Wirken „ein Reflex der thörichten und frevelhaften Geringschätzung, welche die Menschen heute für die Erotik bereit halten“, gefallen

---

<sup>88</sup> Tagebuch 1893–1902. Hg. von Werner Welzig. Wien 1989, S. 325 (Aufzeichnung vom 26. 3. 1900).

<sup>89</sup> Sigmund Freud: Briefe an Arthur Schnitzler. In: Die Neue Rundschau 66 (1955). S. 95.



sei.<sup>90</sup> Aber erst zehn Jahre später, anlässlich von Schnitzlers 60. Geburtstag, im Jahre 1922, teilt Freud dem jüngeren Kollegen und Schriftsteller mit, was ihn bislang gehindert habe, die Verbindung zu suchen. Es sei dies eine Art Doppelgängerscheu gewesen, also eine zu große Nähe, die er habe fürchten müssen. Es folgt die Charakteristik, die sicher zum Bedeutendsten gehört, was Zeitgenossen über Schnitzler je geschrieben haben: „Ihr Determinismus wie Ihre Skepsis – was die Leute Pessimismus heißen –, Ihr Ergriffensein von den Wahrheiten des Unbewußten, von der Triebnatur des Menschen, Ihre Zersetzung der kulturell-konventionellen Sicherheiten, das Haften Ihrer Gedanken an der Polarität von Lieben und Sterben, das alles berührte mich mit einer unheimlichen Vertrautheit.“<sup>91</sup> Freuds Hochschätzung der Person Schnitzlers wie seines Werkes ist zweifellos aufrichtig. Aber gegenüber der Stellung des Dichters im Verhältnis zur Wissenschaft macht er andernorts zahlreiche Vorbehalte geltend. „Die Kunst ist fast immer harmlos und wohlthätig, sie will nichts anderes sein als Illusion“, lesen wir in der 1933 veröffentlichten Vorlesung „Über eine Weltanschauung“.<sup>92</sup> Unfähig, der Realität unmittelbar gegenüberzustehen, flüchte der Künstler – und also auch der Schriftsteller – in ein Reich der Wunschbildungen, heißt es in der „Einführung in die Psychoanalyse“.<sup>93</sup> Am ehesten gegenüber der tradierten Wissenschaft haben die Dichter einiges voraus, werden sie Bundesgenossen des eigenen Verfahrens, „denn sie pflegen eine Menge von Dingen zwischen Himmel und Erde zu wissen, von denen sich unsere Schulweisheit noch nichts träumen läßt“.<sup>94</sup> Aber das letzte Wort behält gleichwohl die Wissenschaft. Die Hierarchie der Werte bleibt auch für Freud unverändert. Wie der Physiologe

<sup>90</sup> Ebda., S. 95–96, vgl. über die Beziehungen beider Autoren: Herbert I. Kupper und Hilda S. Rollman-Branch: Freud and Schnitzler – (Doppelgänger). In: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 7 (1959), S. 109–126.

<sup>91</sup> Ebda., S. 96–97.

<sup>92</sup> Über eine Weltanschauung. In: Sigmund Freud: *Gesammelte Werke in chronologischer Reihenfolge*. Hg. von Anna Freud u. a. London 1940 ff. Bd. XV, S. 173.

<sup>93</sup> GW XI, S. 390 f.

<sup>94</sup> GW VII, S. 33. – Hierzu wiederum Michael Worbs: *Nervenkunst*, S. 90 ff., der die ambivalente Stellung Freuds im Verhältnis von Wissenschaft und Literatur vorzüglich charakterisiert.

Emil Du Bois-Reymond in seinem Vortrag „Culturgeschichte und Naturwissenschaft“ (1877) erkennt er der Wissenschaft, und damit auch der Medizin, Priorität gegenüber den Künsten zu, welche es auch seien. Wahrheit und Wirklichkeit sind für ihn nur in den Wissenschaften erreichbar: „Die Rätsel der Welt entschleiern sich unserer Forschung nur langsam, die Wissenschaft kann auf viele Fragen heute noch keine Antwort geben. Die wissenschaftliche Arbeit ist aber für uns der einzige Weg, der zur Kenntnis der Realität außer uns führen kann. Es ist wiederum eine Illusion, wenn man von der Intuition und der Selbstversenkung etwas erwartet; sie kann uns nichts geben als – schwer deutbar – Aufschlüsse über unser eigenes Seelenleben, niemals Auskunft über die Fragen, deren Beantwortung der religiösen Lehre so leicht wird.“ So lesen wir es in der späteren Abhandlung „Die Zukunft einer Illusion“ (1927).<sup>95</sup> Freud hält es demzufolge für selbstverständlich, daß auch die Entdeckung und Erforschung des Unbewußten nur eine Sache der Wissenschaft – seiner Wissenschaft – sein konnte; er nimmt diese Entdeckung ganz selbstverständlich für sich in Anspruch: „Der Begriff des Unbewussten pochte schon seit langem um Aufnahme an die Pforten der Psychologie [...] aber die Wissenschaft wusste ihn nicht zu verwenden. Die Psychoanalyse hat sich dieses Begriffs bemächtigt, ihn ernst genommen, ihn mit neuem Inhalt erfüllt.“<sup>96</sup>

In solchen Fragen der Wertordnung ist Schnitzler nicht bereit, Freud zu folgen. Arzt und Dichter in Personalunion, nennt er den letzteren zuerst. Auch in der Entdeckung des Unbewußten sieht er ihn vorangehen, und neuere Forschung pflichtet ihm bei.<sup>97</sup> In einem der Aphorismen mit der Überschrift „Psychologische Literatur“ führt er aus: „Psychologie ist die Lehre von der – das Wissen um die Seele. Nach einer Epoche der Schallheit, des Pathos, des Bannertragens, der Phrasenherrschaft, der Feigheit und Bequemlichkeit in Hinsicht auf die dunklen Reiche der Seele entdeckten

---

<sup>95</sup> GW XIV, S. 354.

<sup>96</sup> GW XVII, S. 147.

<sup>97</sup> Vor allem auf das grundlegende Werk von Horst Thomé ist zu verweisen, das Wahrnehmungen und Darstellungen des Unbewußten in der erzählenden Literatur vor Freud an zahlreichen Texten aufzeigt: Autonomes Ich und „Inneres Ausland“.

einige neuere Dichter, was die Großen aller Zeiten wußten: daß die Seele im Grunde kein so einfaches Ding sei. Und insbesondere, daß außer dem Bewußten allerlei Unbewußtes in der Seele nicht nur vorhanden, sondern auch wirksam sei.“ Zugleich wird die Bedeutung des Unbewußten eingeschränkt, im vorliegenden Aphorismus mit der Bemerkung: „Das Unbewußte fängt nicht sobald an, als man glaubt, oder manchmal aus Bequemlichkeit zu glauben vorgibt [...]“.“<sup>98</sup> Und auch darin gehen die Wege auseinander, daß es für Freud in Fragen des Unbewußten nur eine Wahrheit gibt, die seinige, während es Schnitzler als Schriftsteller wie als Arzt mit Nietzsches Überzeugung zu halten scheint, daß es nicht *d i e* Wahrheit gibt, sondern nur Wahrheiten.<sup>99</sup> Freud setzt auf seine Lehre, Schnitzler geht jeder „alleinseligmachenden“ Methode aus dem Weg. Er denkt auf eine sehr moderne Art pluralistisch.<sup>100</sup> Als 1913 das Buch „Arthur Schnitzler als Psychologe“ erscheint, das den aus der Schule Freuds kommenden Theodor Reik zum Verfasser hat, äußert sich Schnitzler aus eben diesem Grund zurückhaltend und schreibt an einen Philosophen (Hans Henning), den das Buch empört hat: „Auch habe ich aus Gesprächen mit Reik [...] die Überzeugung, (er selbst allerdings noch nicht) daß ihm später einmal die Freud’schen Deutungsmethoden [...] nicht den einzigen und allein selig machenden Weg, sondern einen unter anderen bedeuten wird der in das Geheimnis dichterischen Schaffens, zuweilen aber auch daran vorbei in Vagheit oder Irrtum

<sup>98</sup> Aphorismen, S. 454–455. Ähnlich in einer Tagebuch-Notiz aus dem Jahre 1915: „[...] (ich gestehe dem Unbewußten nicht so große Macht zu, – die Erklärer, besonders die Psychoanalytiker biegen zu rasch in diese Gasse) [...]“. (Tagebuch 1913–1916, S. 179; Aufzeichnung vom 9. 3. 1915).

<sup>99</sup> Vgl. Nietzsche: „Es giebt vielerlei Augen. Auch die Sphinx hat Augen: und folglich giebt es vielerlei ‚Wahrheiten‘, und folglich giebt es keine Wahrheit.“ (In: F. N.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin/New York 1980. Bd. 11, S. 498); = KSA.

<sup>100</sup> Vgl. die bezeichnende Wendung im Hinblick auf sein Drama „Professor Bernhardi“ im Brief an den Historiker Richard Charnatz vom 4. 1. 1913: „Denn ich empfinde es als meinen Beruf Menschen zu gestalten und habe nichts zu beweisen als die Vielfältigkeit der Welt“ (Briefe 1913–1931, S. 2). Über den Pluralismus, wie ihn Schnitzler in seinem Roman „Der Weg ins Freie“ dargestellt hat, vgl. Carl E. Schorske: Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle. München 1994, S. 12.

führt.<sup>101</sup> Die Gleichzeitigkeit von Gedanken, ohne Verbindung derjenigen, die sie denken, ist mitunter frappierend. Ein Jahr zuvor hatte sich der Psychiater Eugen Bleuler ganz in diesem Sinn gegenüber Freud ausgesprochen und ihm geschrieben: „Es gibt einen Unterschied zwischen uns, auf den Sie aufmerksam zu machen ich beschlossen habe [...]. Für Sie wurde es offensichtlich zum Ziel und Interesse Ihres ganzen Lebens, Ihre Theorie fest zu etablieren und Ihre Aufnahme zu sichern. [...] Für mich ist die Theorie nur eine neue Wahrheit unter anderen Wahrheiten.“<sup>102</sup> Vor allem aber unterscheidet sich Schnitzler von Freud darin, daß er Psychisches zum Sozialen hin erweitert; und nicht ohne Grund hat man ihn den poetischen Soziologen der Wiener Moderne und der europäischen Welt des *fin de siècle* genannt.<sup>103</sup> Gegenüber solchen Erweiterungen hat sich Freud eher gewehrt als geöffnet.<sup>104</sup> Als sein früherer Schüler, der Arzt und Psychoanalytiker Otto Gross, im Begriff war, eine neuartige Sozialpsychiatrie zu entwerfen, hat ihn Freud mit dem Bemerken gewarnt: „Wir sind Ärzte, und Ärzte wollen wir bleiben.“<sup>105</sup> An dieser Stelle, an der Psychisches in Soziales übergeht, nimmt Schnitzler die Auseinandersetzung mit Freud auf; und es ist ein durchaus selbständiger Gedankengang des

---

<sup>101</sup> Brief vom 2. 4. 1914 (Briefe 1913–1931, S. 38). Deutlich distanziert äußert sich Schnitzler in einem Brief an den Verfasser des in Frage stehenden Buches (vom 31. 12. 1913), wenn es hier heißt: „Über mein Unbewußtes, mein halb Bewußtes wollen wir lieber sagen –, weiß ich aber immer noch mehr als Sie, und nach dem Dunkel der Seele gehen mehr Wege [...] als die Psychoanalytiker sich träumen (und traumdeuten) lassen“ (Ebda., S. 36). – Vgl. zur Korrespondenz mit Reik auch: Vier unveröffentlichte Briefe Schnitzlers an den Psychoanalytiker Theodor Reik, hg. von Bernd Urban. In: *Modern Austrian Literature* 8 (1975), S. 236–247.

<sup>102</sup> Hier zitiert nach der deutschen Ausgabe der Biographie von Ronald W. Clark: Sigmund Freud. Frankfurt am Main 1983, S. 333. Vgl. auch: Freud – Bleuler Correspondence. In: *Archives of General Psychiatry* 12 (1965), S. 5.

<sup>103</sup> So Claudio Magris: Arthur Schnitzler und das Karussell der Triebe. In: *Schnitzler in neuer Sicht*, S. 76.

<sup>104</sup> Gewiß zutreffend stellt Martin Swales, ein großer Kenner Schnitzlers und Verfasser eines Buches über ihn, fest: „Und was auch immer Freud geleistet hat, er war kein Sozialkritiker“ (in: *Literatur und Kritik* 17 (1982), Heft 161/2, S. 58).

<sup>105</sup> Mitgeteilt von Emanuel Hurwitz in seiner Schrift: *Otto Gross. Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung*. Zürich 1979, S. 85. Freud habe dies im Anschluß an den Vortrag „Kulturelle Perspektiven der Wissenschaft“ gesagt, den Gross 1908 auf dem Internationalen Kongreß der Psychoanalytiker gehalten hat.

Arztschriftstellers, über den in diesem Zusammenhang zu sprechen ist.

Daß Freud zwischen Es, Überich und Ich unterscheidet, findet nicht Schnitzlers Zustimmung. Er wendet ein: „Die neuere Psychologie ist mehr auf Metaphern bedacht als auf psychische Realitäten. Die Trennung in Ich, Überich und Es ist geistreich, aber künstlich. Eine solche Trennung gibt es in Wirklichkeit nicht. Ein Ich ist überhaupt nicht vorhanden ohne Überich und Es. Es ist, wie wenn man von einem Ding ohne Eigenschaften sprechen wollte.“<sup>106</sup> Schnitzler schlägt eine andere Einteilung vor: eine solche in Bewußtsein, Mittelbewußtsein und Unterbewußtsein; und um vieles wichtiger als das Unterbewußte (oder das Vorbewußte wie bei Freud) ist ihm das, was er Mittelbewußtsein nennt; auch vom Halbbewußten ist gelegentlich die Rede. Er findet diesen Bereich des Psychischen unterschätzt und führt aus: „Das Mittelbewußtsein wird überhaupt im Ganzen zu wenig beachtet. Es ist das ungeheuerste Gebiet des Seelen- und Geisteslebens; von da aus steigen die Elemente ununterbrochen ins Bewußte auf oder sinken ins Unbewußte hinab. Das Mittelbewußtsein steht ununterbrochen zur Verfügung. Auf seine Fülle, seine Reaktionsfähigkeit kommt es vor allem an.“<sup>107</sup> Für den Schriftsteller Arthur Schnitzler erweist sich die Einführung dieses Mittelbewußtseins als überaus hilfreich. Mit diesem Begriff wird ein Sachverhalt benannt, der ethische Bezüge einschließt. Wo es um Unbewußtes im Sinne der modernen Psychologie oder Psychiatrie geht, ist Schuldlosigkeit vorauszusetzen. Sie kann gegebenenfalls Zurechnungsfähigkeit außer Kraft setzen, wenn wir es mit kranken Verbrechern zu tun haben. Das Mittelbewußtsein oder das Halbbewußte im Sinne Schnitzlers sind

---

<sup>106</sup> Über Psychoanalyse. Hg. von Reinhard Urbach. In: Protokolle 2 (1976), S. 277–284.

<sup>107</sup> Ebda., S. 283. Die „wichtige Rolle“ des Mittelbewußtseins betont auch Claudio Magris in dem von Hartmut Scheible hg. Band „Schnitzler in neuer Sicht“, dort S. 74; ebenso Horst Thomé: Kernlosigkeit und Pose. Zur Rekonstruktion von Schnitzlers Psychologie. In: Text & Kontext. Sonderreihe. Bd. 20 (1984), S. 62–87. Hier heißt es S. 77: „Schnitzlers Interesse gilt dem zugänglicheren Bereich des Mittelbewußtseins, für das auch der Terminus der ‚Halbbewußten‘ [...] erscheint. Aus ihm entwickelt er eine Kritik an der Psychoanalyse, die nicht so sehr der Metapsychologie als der therapeutischen Technik gilt.“

von anderer Art. Hier liegt ein Nichtwissen dessen vor, was man wissen kann; und Verantwortung erledigt sich keineswegs. Mit diesen Begriffen leuchtet Schnitzler in eine Bewußtseinswelt hinein, die in der Literatur der Weimarer Republik wiederholt thematisiert wird, sofern ihre Nachkriegsromane Bewußtseinszustände der Vorkriegszeit behandeln. Das vorwaltende Interesse übersteigt das Interesse am individuellen Unbewußten. Es geht über in ein Interesse an der Sozialgeschichte des halbbewußten Daseins. Die öffentliche Seele, die Heinrich Mann mit dem Motto seines Romans „Der Untertan“ beruft, erweist sich mit diesem Mittelbewußtsein als verwandt, wenn nicht identisch. Diese öffentliche Seele ist keine wache Seele; weit mehr hat man es mit einem Zustand des Schlafwandlertums oder des Dahindämmerns zu tun:

„So lebten wir in Dämmerung dahin  
Und unser Leben hätte keinen Sinn ...“

läßt Hofmannsthal eine Figur seines lyrischen Dramas „Der Tod des Tizian“ sagen.<sup>108</sup> „Dämmerseele“ heißt eine Erzählung von Arthur Schnitzler, die 1902 erscheint und mit verändertem Titel 1907 in den Novellenband eingeht, der nun die bezeichnende Überschrift „Dämmerseelen“ erhält.<sup>109</sup> Ein Beispiel dieses dargestellten Mittelbewußtseins im dichterischen Werk ist die herrliche Erzählung „Die Toten schweigen“ (1897). Die junge Frau eines Professors, die ihre außerehelichen Beziehungen in einem traumartigen Zustand durchlebt hat, wird sich ihres Tuns erst bewußt, nachdem der Geliebte tödlich verunglückt ist. Der Ehemann kommt ihr in therapeutischer Absicht entgegen, so daß es gegen Ende der Erzählung heißt: „Und sie weiß, daß sie diesem Manne, den sie durch Jahre betrogen hat, im nächsten Augenblick die ganze Wahrheit sagen wird“ (I, 312). Selbstgespräch, innerer

<sup>108</sup> Hugo von Hofmannsthal: Gedichte und lyrische Dramen. Frankfurt 1952, S. 198.

<sup>109</sup> Die Erzählung erscheint 1902 als Erstabdruck in der „Neuen Freien Presse“, mit dem Titel „Die Fremde“ 1907 in dem Erzählband „Dämmerseelen“. So auch innerhalb der „Gesammelten Werke“ in Bd. I der „Erzählenden Schriften“, dort S. 551–559.

Monolog und erlebte Rede stehen hier weit mehr im Dienst des Halbbewußten als des ganz und gar Unbewußten. Wissenschaftsgeschichtlich gesehen, ist dieser Zustand des Halbbewußten mit dem vergleichbar, was die neuere Geschichtswissenschaft als Mentalitätengeschichte erforscht. „Die Ebene der Mentalitätengeschichte“, so der französische Historiker Jacques Le Goff, „ist die des Alltäglichen und des Automatischen, dessen, was den individuellen Subjekten der Geschichte entgeht, weil es den unpersönlichen Inhalt ihres Denkens ausmacht [...]“. <sup>110</sup> Das Kollektive dieser Bewußtseinszustände ist nicht das kollektive Unbewußte im Sinne C. G. Jungs, sondern ein Kollektives anderer Art. Eine andere, nicht auf individuelle, sondern historische Psychologie zielende Definition solcher Mentalitäten sei angeführt: „Mentalitäten sind Kollektive, kognitiv-affektive Deutungs-, Erlebens- und Handlungsmuster, Eigenschaften weniger eines Individuums als der Gruppe und der Zeit, der es angehört. Diese Muster sind den Zeitgenossen nicht notwendig bewußt; sie entstehen als Konstrukte erst im analytischen Zugriff des Historikers.“ <sup>111</sup> Es hat durchaus seinen Sinn, daß sich für dieses Mittelbewußtsein der Arzt und Schriftsteller Schnitzler gleichermaßen interessiert; die Arztkritik in seinem literarischen Werk erhält von hier aus ihre Begründung. Sie gilt Ärzten immer erneut, die so sehr in der Gesellschaft und ihren Mentalitäten aufgehen, daß ihr ärztliches Ethos Schaden nimmt.

Vor allem ist der Antisemitismus ein diesem Mittelbewußtsein zuzuordnendes Phänomen. Er ist ein zentrales Problem im Denken Schnitzlers. Das ist vielfach bezeugt, sicher am eindringlichsten in einer Notiz zu seiner aus dem Nachlaß veröffentlichten Autobiographie. „In diesen Blättern“, heißt es hier, „wird viel von Judentum und Antisemitismus die Rede sein, mehr als manchem geschmackvoll, notwendig und gerecht erscheinen dürfte. Aber zu der Zeit, in der man diese Blätter möglicherweise lesen wird, wird

---

<sup>110</sup> Jacques Le Goff: Eine mehrdeutige Geschichte. In: Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Hg. von Ulrich Raulff. Berlin 1989, S. 21.

<sup>111</sup> Michael Sonntag: Historische Psychologie. Zur Methodologie einer Produktionsgeschichte des Psychischen. In: Annäherungsversuche. Hg. von Bedrich Loewenstein. Pfaffenweiler 1992, S. 40.

man sich, so hoffe ich wenigstens, kaum mehr einen rechten Begriff zu bilden vermögen, was für eine Bedeutung, seelisch fast noch mehr als politisch und sozial, zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, der sogenannten Judenfrage zukam. Es war nicht möglich, insbesondere für einen Juden, der in der Öffentlichkeit stand, davon abzusehen, daß er Jude war, da die andern es nicht taten, die Christen nicht und die Juden noch weniger.<sup>112</sup> Das ist ein bewegender Text, mit dem der Verfasser dieser Sätze vor der Geschichte recht behält, was die Gefahren des Antisemitismus angeht; das Ausmaß dieser Gefahren hat er nicht vorausgesehen, auch wohl nicht voraussehen können. Aber Antisemitismus und seine Gefahren waren nicht nur ein zentrales Problem seines Denkens. Er hat ihn auch persönlich zu spüren bekommen. Als ihm 1903 der Bauernfeld-Preis vom Unterrichtsministerium zugesprochen werden sollte, intervenierte ein Abgeordneter der Christlich-Sozialen Partei, um die Verleihung des Preises an einen „jüdischen Literaten“ zu verhindern, wie gesagt wurde.<sup>113</sup> In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg berichtet Schnitzler von Lesungen in der damaligen Tschechoslowakei, die von Hakenkreuzlern gesprengt wurden.<sup>114</sup> Auch ein Brief an Heinrich Mann aus dieser Zeit handelt von solchen Ausschreitungen: „Im Herbst war ich in der Cechoslowakei, las in Brünn, Prag, Aussig, Reichenberg, endlich in Teplitz, wo die braven Hakenkreuzler meine Vorlesung sprengten“; und daß solches nicht erst jetzt geschieht, wird mitzuteilen nicht vergessen: „Vor mehr als dreißig Jahren habe ich genau die gleichen gesehen, als im medizinischen Unterstützungsverein die ersten antisemitischen Vorstöße erfolgten; – Komparserie

---

<sup>112</sup> Jugend in Wien, S. 328. – Zur Judenfrage im Denken Schnitzlers vgl. Egon Schwarz: Arthur Schnitzler und das Judentum. In: Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Hg. von Gunter E. Grimm, Hans-Peter Bayerdörfer. Königstein/Ts. 1985, S. 67–83. Hier auch die Bemerkung, daß mehr die psychologische als die soziale Seite interessiert habe; ferner Klara Pomeranz Carmely: Das Identitätsproblem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum. Von der Jahrhundertwende bis zu Hitler. Königstein/Ts. 1981. Auch auf den Beitrag „Im Bewußtseinszimmer“ von Hartmut Scheible ist hinzuweisen. In: Text & Kontext (1982), S. 220–288.

<sup>113</sup> Hierzu Renate Wagner: Arthur Schnitzler, S. 142.

<sup>114</sup> Brief an Olga Schnitzler vom 4. 11. 1922 (Briefe 1913–1931, S. 291).



der Weltgeschichte, kaum Individuen [...].“<sup>115</sup> Diese Berichte hören sich gelassen an; in anderen Äußerungen ist das Entsetzen deutlich artikuliert. So im Zusammenhang von Angriffen der Berliner Presse im Kriegsjahr 1915. Einem Journalisten, der sie zurückwies, spricht Schnitzler seinen Dank aus und schreibt: „Ich für meinen Teil habe mich begreiflicher Weise niemals entschließen können, auf all die antisemitischen Verdrehungen, Begeiferungen und Verleumdungen, die ich im Laufe einer mehr als zwanzigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit erfahren habe, ein Wort zu entgegnen.“<sup>116</sup> Im literarischen Werk aber hat er auf diese sich ausbreitenden Denkmuster wiederholt geantwortet. Unter den Schriftstellern der literarischen Moderne im deutschen Sprachgebiet hat er die Gefahren des um sich greifenden Antisemitismus früh erkannt und in seine literarischen Texte eingebracht. Ganz fern lag ihm, Fragen wie diese als politischer Schriftsteller zu erörtern. Aber auch eine bloß literarische Einkleidung von Inhalten und Gesinnungen konnte ihm nicht genügen. Es ist ihm zuzugestehen, daß er das Moderne solcher Themen mit moderner Erzähl- und Dramentechnik zu verbinden weiß. Den inneren Monolog hat er in der deutschen Literatur zum erstenmal konsequent und ohne Zwischenrede des Erzählers angewandt und doch nicht eben zufällig oder beiläufig mit Motiven des Antisemitismus verknüpft. Das geschieht in der Erzählung „Leutnant Gustl“, in der es zwar eine Verbindung von Arztfiguren mit Problemen des Antisemitismus nicht gibt – aber indirekt insofern doch, als ihr Verfasser, der dem Österreichischen Heere als Arzt angehörte, seinen Offiziersrang aufgrund dieser Veröffentlichung verlor: Er wurde zum einfa-

---

<sup>115</sup> Brief vom 28. 12. 1922 (ebda., S. 297). – Auch in dem am gleichen Tag geschriebenen Brief an Thomas Mann berichtet Schnitzler über diese Vorfälle: „[...] (in Teplitz machten sich die Hakenkreuzler peinlich bemerkbar) [...]“ (ebda., S. 299). – Der Regisseur des Dramas „Das weite Land“ hatte Briefe erhalten, in denen angeprangert wurde, daß schon wieder das Stück eines Juden gespielt werde (Renate Wagner, S. 240). Die Exzesse des Antisemitismus im Zusammenhang der Aufführung des „Reigen“ in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg liegen jetzt dokumentiert in zwei Bänden vor: Alfred Pfoser/Kristina Pfoser-Schewig/Gerhard Renner: Schnitzlers „Reigen“. Zehn Dialoge und ihre Skandalgeschichte. Analysen und Dokumente. 2 Bde. Frankfurt 1993.

<sup>116</sup> Briefe 1913–1931, S. 76.

chen Sanitätssoldaten degradiert, und auch dabei mag Antisemitismus mitgewirkt haben.<sup>117</sup>

Schnitzlers Novelle „Leutnant Gustl“ ist 1900 erschienen – in demselben Jahr, in dem auch Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ und Freuds „Traumdeutung“ das Licht der literarischen Welt erblickten. Heinz Politzer erinnert daran, und mit gutem Grund.<sup>118</sup> Die schmale Erzählung scheint den Vergleich mit derart epochemachenden Werken nicht zu vertragen. Aber epochemachend auf seine Art ist dieser Text durchaus. Die „Verinnerung des Erzählens“ wird an ihm, der ersten konsequent durchgeführten Monolognovelle in deutscher Sprache, eindrucksvoll erkennbar.<sup>119</sup> Gegenüber den Eroberungen der äußeren Welt in ihren geschichtlichen und sozialen Bezügen, die den Roman des 19. Jahrhunderts auszeichnen, ist mit der Darstellung innerer Wirklichkeit in einer Erzählung wie dieser die Scheidelinie bezeichnet, die zwei Jahrhunderte voneinander trennt. Der Monolog ist im klassischen Drama ein Akt höchster Bewußtheit, in dem Entscheidungen getroffen werden. Er ist besonders im europäischen Naturalismus nicht mehr sehr geschätzt. In derselben Zeit, in der er von der Bühne verdrängt wird, nimmt sich die Epik seiner an. Aber die dem dramatischen Monolog eigene Bewußtheit wird nicht übernommen; denn der innere Monolog in Schnitzlers Erzählung „Leutnant Gustl“ spielt in einer anderen Bewußtseinschicht, in jedem Fall unterhalb der Schwelle wachen Bewußtseins;<sup>120</sup> und so

<sup>117</sup> Vgl. Renate Wagner, S. 127: „Im Juni reist Schnitzler mit Olga nach Salzburg. Am 21. liest er in der ‚Neuen Freien Presse‘, daß er laut Beschluß des Ehrenrates die Standesehre verletzt habe und folglich seines ‚Offizierscharakters für verlustig erklärt‘ worden sei.“

<sup>118</sup> Heinz Politzer: *Diagnose und Dichtung*, S. 120; hier auch Näheres über den Vorläufer der Monolognovelle, Edouard Dujardins Erzählung „Les lauriers sont coupés“ (1888). – Auch die ältere Arbeit von Werner Neuse ist hier zu nennen: „Erlebte Rede“ und „innerer Monolog“ in den Erzählungen Arthur Schnitzlers. In: *PMLA* 49 (1934), S. 327–355.

<sup>119</sup> Zum Begriff „Verinnerung des Erzählens“ vgl. das so überschriebene Kapitel in der Schrift „Untergang und Übergang“ von Erich von Kahler (München 1970, S. 53–197). Hierzu auch Jürgen Zenke: *Die deutsche Monologerzählung im 20. Jahrhundert*. Köln/Wien 1976.

<sup>120</sup> Martin Swales (Arthur Schnitzler, a.a.O. S. 91 und S. 92, Anm. 1) möchte zwischen stream of consciousness und innerem Monolog unterscheiden. Bei letzterem

überrascht es nicht, Schnitzlers Erzählung in Henry F. Ellenbergers großer Darstellung „Die Entdeckung des Unbewußten“ einbezogen zu sehen.<sup>121</sup> Aber so sehr der Erzähler die Innenperspektive seiner Figur annimmt, so sehr weiß er Bescheid über sie.<sup>122</sup> Auch ist es nicht das Unbewußte im Sinne Freuds oder C. G. Jungs, um das es hier geht. Es ist Schnitzlers bevorzugte Schicht des Mittelbewußtseins weit mehr. Daher ist es auch wenig hilfreich, das hier erzählte Geschehen als ein solches psychoanalytischer Technik zu interpretieren; denn nicht der Leutnant der k. u. k. Armee wird zur Erkenntnis geführt, sondern der Leser durchschaut die Leere und Banalität seines Innenlebens – ein „Paradigma der unauthentischen Existenz“, wie gesagt worden ist.<sup>123</sup> Und banal wie dieses Innenleben sind auch die Anlässe, die uns mit Hilfe des inneren Monologs Einblicke gewähren. Es sind deren zwei. Wegen eines lächerlichen Streits mit einem Akademiker steht ihm ein Duell ins Haus. Aber am Abend kommt Schlimmeres hinzu. Nach einem Konzertbesuch rempelt ein Bäckermeister beim Hinausgehen den Leutnant an und hält ihn am Griff seines Degens fest. Eine Demütigung ohnegleichen für einen Leutnant der kaiserlichen und königlichen Armee der Donaumonarchie. Da der Handwerksmeister nicht satisfaktionsfähig ist, kommt unser Leutnant zu dem Schluß, daß ihm nichts anderes übrigbleibe, als sich zu töten. Erst die Gedanken an seinen Tod im Duell und nunmehr der Selbstmord wegen eines nicht aus der Welt zu schaffenden Ehrverlusts! Aber auch Todesnähe und Todesgedanken geraten in den Sog des Banalen,

---

gehe es um kohärente Darstellung, und die liege hier nicht vor. Dagegen spricht der eingebürgerte Begriff des inneren Monologs in seiner Beziehung zum Unbewußten wie zum Nicht-Wissen.

<sup>121</sup> Henry F. Ellenberger: Die Entdeckung des Unbewußten. Geschichte und Entwicklung der dynamischen Psychiatrie von den Anfängen bis zu Janet, Freud, Adler und Jung. Dt. Ausgabe. Zürich 1980. Hier heißt es S. 390: „Der Franzose Edouard Dujardin und der Österreicher Arthur Schnitzler begannen Romane zu schreiben, in denen es keine Handlung gab, sondern die nur die angebliche Entfaltung der Gedankenabläufe im Helden während einer bestimmten Zeitspanne darstellten.“

<sup>122</sup> Hierzu Dirk Niefanger, der die Innenperspektive des Erzählers überzeugend an der Erzählung „Frau Berta Garlan“ erläutert: Produktiver Historismus. Raum und Landschaft in der Wiener Moderne. Tübingen 1969, S. 93.

<sup>123</sup> Horst Thomé: Sozialgeschichtliche Perspektiven der neueren Schnitzler-Forschung. In: IASL 13 (1988), S. 161.

das der innere Monolog zu Tage fördert, wenn der Leutnant vermeintlich entschlossen ist, mit dem Leben abzuschließen. Im Duell wie im Gedanken an den Selbstmord geht es um gewaltsamen Tod oder um Arten des Tötens, die immer gewaltsam sind. Und von der Gewaltsamkeit des Tötens wird die gedankenlose Rede der Hauptfigur beherrscht. Gleich eingangs heißt es in einem der zahlreichen Gespräche, die er mit sich selbst führt: „Warten’ S’ nur, Herr Doktor, Ihnen wird’s vergeh’n, solche Bemerkungen zu machen! Das Nasenspitzel hau’ ich Ihnen herunter“ (I, 338). Schon gar nichts hat der Bäckermeister von ihm zu erhoffen: „Wo ist der Hund? ... Ich muß ihn umbringen! ... [...] Ich muß ihn totschlagen, wo ich ihn treff’“ (I, 344). Krieg ist in solch gedankenlosem Denken hochoberwünscht, weil er es möglich macht, auf dem Felde der Ehre zu fallen (I, 362). Buchstäblich bis zum letzten Satz zeigt sich die Totschlägermentalität in den auf das Duell zielenden Sätzen: „... wart’, mein Lieber! Ich bin grad’ gut aufgelegt ... Dich hau’ ich zu Krenfleisch“ (I, 366). Von einer solchen Totschlägermentalität her gewinnt der Antisemitismus, wie er uns sowohl im Text als auch in der Wirklichkeit entgegentritt, seine außerordentliche Brisanz. Da den Leutnant die Musik langweilt, schweifen seine Gedanken hin und her, von der Gegenwart in die Vergangenheit und wieder zurück. Flüchtig verweilen sie bei irgendeinem süßen Mädels, das er unlängst mit einem jüdischen Offizier gesehen hat; und schon ist er bei seinem Thema: „Muß übrigens ein Jud’ sein! Freilich, in einer Bank ist er, und der schwarze Schnurrbart ... Reserveleutnant soll er auch sein! Na, in mein Regiment sollt’ er nicht zur Waffenübung kommen! Überhaupt, daß sie noch immer so viel Juden zu Offizieren machen – da pfeif’ ich auf’n ganzen Antisemitismus!“ (I, 338). Gedanken an eine ihm bekannte Familie, an die Mannheimers, schließen sich in der Assoziationenkette an, und es heißt: „die Mannheimer selber sollen ja auch Juden sein, getauft natürlich ... denen merkt man’s aber gar nicht an – besonders die Frau ... so blond, bildhübsch die Figur ...“ (I, 339). Eine Jüdin erregt beim Hinausgehen seine Aufmerksamkeit: „O die Nase! – Jüdin ... Noch eine ... Es ist doch fabelhaft, da sind auch die Hälfte Juden ... nicht einmal ein Oratorium kann man mehr in Ruhe genießen“ (I, 342). Noch in den vermeintlich letzten Stunden vor seinem Tod, im nächtlichen Umherirren, än-

dert sich am Leerlauf seiner flüchtigen Gedanken nichts. In der Art, wie der innere Monolog die ungeordneten Assoziationen wiedergibt, wird deutlich, wie sehr es Schnitzler um psychologische Vorgänge im erzählten Antisemitismus geht. In seiner Autobiographie „Jugend in Wien“ kommt er wiederholt auf Fragen wie diese zu sprechen, und es sind vorwiegend psychologische und sozialpsychologische Aspekte, für die er sich vorzugsweise interessiert. Aber diese psychosoziale Seite ist mit „Sozialpathographie“ nicht zu verwechseln. Der Fall des Leutnant Gustl ist kein pathologischer Fall, sondern im Sinne eines hier dargestellten Mittelbewußtseins ein solcher, der nicht entschuldigt wird, sondern nach Verantwortung fragen läßt.<sup>124</sup> Es sind vorwiegend sozialpsychologische Fragen am Beispiel seiner hierfür besonders exponierten Vaterstadt Wien, die auch dem 1908 erschienenen Roman „Der Weg ins Freie“ zugrunde liegen, obgleich Schnitzler selbst großen Wert darauf gelegt hat, sein Verständnis nicht einseitig auf sie zu beschränken.<sup>125</sup>

Daß es Schnitzlers verkannter und unterschätzter Roman nicht nur mit Fragen des Judentums zu tun haben will, ist an seiner Entstehung und Konzeption zu zeigen.<sup>126</sup> Der Roman war ursprüng-

---

<sup>124</sup> Von Sozialpathographie spricht Hans Joachim Schrimpf in seiner Studie zur „Traumnovelle“ (Der Schriftsteller als öffentliche Person, S. 215). Aber das ist ein mißverständlicher Begriff, weil er das Ethische nivelliert oder eliminiert. Wie sehr es hinsichtlich der hier dargestellten Bewußtseins-schicht um Ethisches geht, betont zu Recht Horst Thomé in seinem Aufsatz „Kernlosigkeit und Pose“, S. 79: „Schnitzlers Opposition gegen die Verkürzung des ‚Mittelbewußtseins‘, die sich gerade auch gegen die Psychoanalyse wendet, ist nicht primär durch eine wissenschaftliche Divergenz motiviert, sondern durch den ethischen Impetus, der immer schon vorhandenen Neigung zur Verkennung der eigenen Verantwortung entgegenzuwirken.“

<sup>125</sup> An Leonie Meyerhof-Hildeck schreibt Schnitzler am 7. 12. 1908: „Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl die Hoffnung aussprechen, daß Sie zu denjenigen Kennern meines Romans gehören, die darin auch andre Beziehungen und Probleme zu entdecken vermocht haben als die jüdischen“ (Briefe 1875–1912, S. 583).

<sup>126</sup> Die Verkennung seiner Qualitäten betont Egon Schwarz (in: Literatur und Kritik 1982, S. 25): „[...] ein meiner Meinung nach sehr zu Unrecht unterschätztes Werk.“ – Den verbreiteten Vorurteilen hat Giuseppe Farese energisch entgegen gearbeitet in seinem Buch „Individuo e società nel romanzo ‚Der Weg ins Freie‘ di Arthur Schnitzler“. Rom 1969. – Vgl. ferner Detlev Arens: Untersuchungen zu Arthur Schnitzlers Roman „Der Weg ins Freie“. Frankfurt am Main/Bern 1981; sowie das

lich als Lustspiel konzipiert, das den Titel „Die Entrüsteten“ hätte erhalten sollen;<sup>127</sup> und Entrüstung ist offensichtlich eine österreichische Spezialität (I, 657). Etwas Unauthentisches wird kritisiert; Spielertum, im Duell auf Leben und Tod, ist dieser Geisteshaltung benachbart, gleichviel ob es sich um jüdische oder andere Personen handelt. Ohne Komödienspiel, hören wir, sei das parlamentarische System nicht denkbar; und überhaupt sei das öffentliche Leben nichts als amüsanter Spiel, in dem man sich für nichts begeistert und über nichts entrüstet sei (I, 659). Einer der im Zentrum des Romans stehenden Figuren, dem Freiherrn Georg von Wergenthin, wird eine spielerische Anlage nachgesagt (I, 637); und über seinen Bruder äußert sich eine Person des Romans entsprechend: „Stets hatte sie den Eindruck, als begeben er sich an einen Spieltisch, an dem es um Hunderttausende herging, zu einem Duell auf Tod und Leben, oder zu einer Fürstin mit rotem Haar und einem Dolch auf dem Nachttisch“ (I, 645). Aber alle diese Züge bleiben nicht auf die jüdischen Familien beschränkt, sondern beziehen sich auf das Wien der Jahrhundertwende im ganzen. Vor allem Georg von Wergenthins Künstlertum – als Komponist oder Kapellmeister – ist kennzeichnend für diesen Geisteszustand, den Carl E. Schorske, ein vorzüglicher Kenner der Wiener Moderne, wie folgt beschreibt: „Es ist die Unfähigkeit, Bindungen einzugehen, die Wergenthins Dasein lähmt. Er verharrt in den fruchtlosen Grenzgebieten des bewußten Lebens: zwischen Arbeit und Spiel, zwischen Bejahung und Verleugnung der treibenden Gewalten seines Inneren, zwischen Koketterie und Liebe, zwischen aristokratischer Weisheit und bürgerlicher Vernunftgläubigkeit. Er trifft keine Entscheidungen.“<sup>128</sup> Beschrieben wird hier der

---

Kapitel in dem von Rolf-Peter Janz und Klaus Laermann gemeinsam verfaßten Buch: Arthur Schnitzler, S. 155–174.

<sup>127</sup> Vgl. Sol Liptzin: Arthur Schnitzler. New York 1932; Giuseppe Farese: *Individuo e società*, S. 89; ferner Wolfram Kiwitt: „Sehnsucht nach meinem Roman“. Arthur Schnitzler als Romancier. Bochum 1991 mit dem Hinweis S. 12, „daß die Mutter ‚entrüstet‘ von einem Besuch nach Hause kommt, bei dem sie erfahren hat, daß die Tochter einen Geliebten hat“. – Über die Entrüstung als Kernmotiv des Romans vgl. die Arbeit von Friedbert Aspetsberger: Arthur Schnitzlers ‚Der Weg ins Freie‘. In: *Sprachkunst* 4 (1973), S. 65–80.

<sup>128</sup> Carl E. Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft*, S. 13.

willensgelähmte Mensch, der Dilettant der europäischen Moderne, wie ihn Paul Bourget „erfunden“ hat; und ein solcher ist in Schnitzlers Roman vor anderen der junge Freiherr von Wergenthin. Seine Unfähigkeit, etwas abzuschließen, sein Herumspazieren und seine Scheu, Bindungen einzugehen: alles dies ist charakteristisch für den Dilettanten der *Décadence*, den es aber zu verstehen gilt; denn er steht seinerseits in Opposition zu den „Leistungs-ethikern“ der Zeit, den Sozialisten und Aktivisten. Zu den letzteren gehört die aus einer jüdischen Familie kommende Therese Golowski, die in die Redaktion eines jüdischen Blattes eingetreten ist (I, 825). Aber daraus ist nicht ein Gegensatz von jüdischer Aktivität und nichtjüdischer Unentschiedenheit herzuleiten. Es gibt hier wie dort beide Verhaltensweisen. Mit dem „Dilettanten“ der Hauptfigur, mit dem Freiherrn von Wergenthin, ist der jüdische Schriftsteller Heinrich Bermann geistesverwandt, der von sich selbst sagt: „Ich bin in einer ziemlich unruhigen Zeit. Ich entwerfe viel, aber ich mache nichts fertig. Das Vollendete interessiert mich überhaupt selten“ (I, 692). Dieser Roman ist viel zu vielschichtig, als daß man ihn auf die jüdische Frage als seinen eigentlichen Kern reduzieren dürfte. Er besteht auch nicht aus zwei Romanen, dem Zeitroman des Judentums in Wien um 1900 und dem Entwicklungsroman einschließlich der erzählten Künstlergeschichte Georg von Wergenthins. Die mißlungene Form eines Doppelromans, der Einheit vermissen lasse, hat man Schnitzler vorgehalten, und selbst der kluge Georg Brandes hatte mit der Romanform seine Schwierigkeiten.<sup>129</sup> Aber Entwicklung und Einheit, die aus dem Roman der deutschen Klassik nicht wegzudenken sind, haben hier wenig zu bedeuten. Was sich allenfalls, nämlich physiologisch, entwickelt, endet mit der Totgeburt, mit dem totgeborenen Kind der Anna Rosner, dessen Vater der Künstler Georg von Wergenthin ist. Die geschlossene Form des klassischen Romans ist verabschiedet. Hier soll nicht Einheit gezeigt werden, sondern deren Auflösung, ein Wertezerfall, der an Hermann Brochs „Schlaf-

---

<sup>129</sup> Vgl. vor allem Georg Brandes an Arthur Schnitzler im Brief von Ende Juni 1908 mit der Frage: „Aber haben Sie nicht zwei Bücher geschrieben?“ Darauf antwortet Schnitzler ausführlich am 4. 7. 1908, in: Georg Brandes und Arthur Schnitzler. Ein Briefwechsel. Hg. von Kurt Bergel. Bern 1956, S. 95–98.



wandler“-Trilogie denken läßt.<sup>130</sup> Nicht Entwicklungsgeschichte, sondern Zustandsschilderung, im Hinblick auf eine in Auflösung begriffene Welt, ist das erklärte Ziel. Daher ist die Zeitfolge des Nacheinander dem Strukturprinzip des Simultanen unterzuordnen. Auf das Nebeneinander von Gegensätzen kommt alles an, die eine Synthese verweigern.<sup>131</sup> Daß es um Zuständlichkeit späten Lebens geht, bestätigt die Jahreszeit. Von Septembersonne, Septembertagen und Spätsommer ist wiederholt die Rede, aber nicht im Sinne einer Wiederkehr solcher Tage im Lauf des Jahres, sondern so, als spiele sich alles in einem Nachsommer ab, als einem Gegenbild zu Stifters Wetterlage. Daher die untergründige Schwermut als der eigentliche Tenor dieser erzählten Welt!

Dennoch nimmt die Lage des Judentums im Wien der Jahrhundertwende breitesten Raum ein, und vornehmlich von diesem Motivbereich her sind die Arztbilder zu erklären, die der Roman enthält. Ohne die 1895 erschienene Schrift „Der Judenstaat“ von Theodor Herzl ist der Roman Schnitzlers nicht zu denken, wie die genannte Schrift nicht ohne die Dreyfus-Affäre zu denken ist, über die Herzl als Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ berichtet hatte. Davon war eingangs schon die Rede. Die meisten Familien, die wir als Leser kennenlernen – die Ehrenbergs, Bermanns, Eißlers, Golowskis, Staubers oder Nürnbergers – sind jüdische Familien; die nichtjüdischen Kreise bleiben auf die Familie des Adligen Georg von Wergenthin und der kleinbürgerlichen Anna Rosner beschränkt, von einigen Nebenfiguren abgesehen. Auf Judentum, Zionismus und Antisemitismus sind die wiederkehrenden Gesprächsthemen gerichtet. Wir begegnen getauften oder konfessionslos gewordenen Juden; solchen, die sich für die Idee eines Judenstaates einsetzen, und anderen, die nach Palästina reisen, um die in Aussicht genommene Heimat in Augenschein zu nehmen; daneben denjenigen, die sich als Gegner dieser Idee verstehen. Ein solcher Gegner ist der Schriftsteller Heinrich Bermann, und we-

---

<sup>130</sup> Über „Auflösung und Wertezerrfall“ vgl. Wolfram Kiwitt: „Sehnsucht nach meinem Roman“, S. 65.

<sup>131</sup> Denkt man in Begriffen und Beispielen der Tradition, so sind es weniger Goethes „Lehrjahre“ als vielmehr die „Wanderjahre“, an die Schnitzlers Roman anschließt; vgl. Waltraud Maierhofer: „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ und der Roman des Nebeneinander. Bielefeld 1990.



nigstens die Skepsis gegenüber dieser Idee hat Schnitzler mit der genannten Figur seines Romans gemeinsam. Wie sehr die Kenntnis der Schrift Herzls in Zustimmung oder Ablehnung in den Gesprächen, die hier geführt werden, vorauszusetzen ist, ist vielfach zu belegen. Daß man auch in Argentinien siedeln könne, wie schon in Herzls Schrift zu lesen war, wird erwogen, und auch am Basler Zionistenkongreß, als Folge der genannten Schrift, hat eine der Figuren – es ist Leo Golowski – teilgenommen (I, 720). Deutlich bezogen auf Herzls Schrift ist seine Überzeugung, daß mit der Realisierung dieser Idee die Lösung der Judenfrage gefunden sei, ganz so wie es im Zeitalter der Naturwissenschaft darum gehen muß, Problemlösungen zu finden. In Herzls Schrift „Der Judenstaat“ liest man den Satz: „Nun meine ich, daß das elektrische Licht durchaus nicht erfunden wurde, damit einige Snobs ihre Prunkgemächer beleuchten, sondern damit wir bei seinem Scheine die Fragen der Menschheit lösen“,<sup>132</sup> und in einem Brief an Bismarck heißt es im Zusammenhang dieser Schrift, daß er glaube, nicht irgendeine Lösung gefunden zu haben, sondern *die* Lösung schlechthin.<sup>133</sup> Das ist Fortschritts- und Wissenschaftsglaube, dem die wachste Figur des Romans, der jüdische Schriftsteller Heinrich Bermann, gründlich mißtraut, wenn er erklärt: „Für unsere Zeit gibt es keine Lösung, das steht einmal fest. Keine allgemeine wenigstens. Eher gibt es hunderttausend verschiedene Lösungen“ (I, 833). An dieser Gestalt vor allem werden die sozialpsychologischen Probleme im Hinblick auf Fragen des Judentums evident. Der Schriftsteller Bermann ist keine ideale Figur und alles andere als ein Held im überlieferten Sinn. Dem entspricht die Beschreibung seiner Physiognomie: „Dieser Bermann war ein hagerer, bartloser Mensch mit düstern Augen und etwas zu langem schlichten Haar, der sich in der letzten Zeit als Schriftsteller bekannt gemacht hatte [...]“ (I, 647). Mit sich entzweit, ist ihm auch die eigene, die jüdische Herkunft eher fremd als selbstverständlich.

<sup>132</sup> Hier zitiert nach der von Julius Schoeps besorgten Neuauflage der Schrift Herzls, erschienen unter dem Titel: Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen. Altneuland. Der Judenstaat. Kronberg/Ts. 1978, S. 201.

<sup>133</sup> An Bismarck am 19. 6. 1895, in: Theodor Herzl: Tagebücher 1895–1904. 3 Bde. Berlin 1922. Bd. I, S. 131: „Ich glaube, die Lösung der Judenfrage gefunden zu haben. Nicht ‚eine Lösung‘, sondern ‚die‘ Lösung, die einzige.“

Züge jüdischen Selbsthasses deuten sich an. Die vor allem aus dem Judentum herleitbaren Identitätsprobleme sind an seiner Person am deutlichsten erkennbar.<sup>134</sup> Die dadurch bewirkten Krankheits-symptome psychischer Art, in seiner Person wie in seiner Familie im ganzen, hängen damit zusammen. Er ist von Schwermut gezeichnet und seine Familie mit ihm. Über sein Elternhaus und seinen Werdegang wird uns mitgeteilt: „Die einzige Schwester Heinrichs, einst ein blühendes und tüchtiges Geschöpf, war nach einer unglücklichen Leidenschaft für eine Art von Provinz-Don Juan in Schwermut verfallen, und krankhaft eigensinnig gab sie dem Bruder, mit dem sie sich in der Jugend vortrefflich verstanden hatte, die Schuld an dem Unglück des elterlichen Hauses“ (I, 709). Dieser jüdische Schriftsteller aus düsterem Haus ist auch derjenige, der die Gefahren des um sich greifenden Antisemitismus mit Bestürzung und Befürchtung wahrnimmt. Mit dem Unglück seiner Familie, dem Wahnsinn des Vaters, bringt er sie in Zusammenhang. Dieser war als nationalkonservativer Abgeordneter tätig gewesen; die Anpassung war ihm, wie es scheint, gelungen – bis er durch den Antisemitismus um ihn herum eines anderen belehrt wurde. An Verfolgungswahn leidend, mußte er in eine Nervenheilanstalt eingeliefert werden, wo ihn der Sohn gelegentlich besucht, der überzeugt ist, daß es einen Zusammenhang zwischen politischer Verfolgung und den Krankheitssymptomen des Verfolgungswahns gibt. Wenn er darüber mit Georg von Wergenthin spricht, den er schätzt, kommt es zum Dissens. Der politisch naive Freiherr will davon nichts wissen und nimmt an, „daß Heinrich in seiner eitlen und hypochondrischen Art Feindseligkeiten und Verfolgungen auch dort witterte, wo vielleicht nur Gleichgültigkeit oder Antipathie vorhanden waren“ (I, 708). In solchen Fragen bleibt der jüdische Schriftsteller dem adligen Künstler an Kenntnis überlegen. Er hält ihm vor: „Was Sie Verfolgungswahnsinn zu nennen belieben, lieber Georg, das ist eben in Wahrheit nichts anderes als ein ununterbrochen waches, sehr intensives Wissen von einem Zustand, in dem wir Juden uns befinden, und viel eher als von Verfolgungswahn könnte man von einem Wahn des Gebor-

---

<sup>134</sup> Eine gute Beschreibung dieser Figur findet sich bei Klara Pomeranz Carmely: Das Identitätsproblem jüdischer Autoren, S. 7-13.

genseins, des Inruhegelassenwerdens reden, von einem Sicherheitswahn, der vielleicht eine minder auffallende, aber für den Befallenen viel gefährlichere Krankheitsform vorstellt“ (I, 832). Krankheit und seelische Störung lassen aber auch die wiederholten Fälle von Freitod vermuten. Freiwillig aus dem Leben geschieden ist die eigene Verlobte des Schriftstellers Bermann. Georg fühlt sich merkwürdig hingezogen zum Grab der Schwester des jüdischen Schriftstellers Nürnberger, die sich das Leben genommen hat. In der jüdischen Familie der Ehrenbergs hat der Sohn, nicht frei von antisemitischen Tendenzen, einen Selbstmordversuch verübt; und der Selbstmord eines anderen, des jungen Labinski, begleitet den Roman als eine Art Leitmotiv. Alles in allem eine düstere Bilanz!

Angesichts einer solchen Lage ist es um so wichtiger zu erfahren, welche Hilfe von den Wissenschaften zu erhoffen ist, und vor allem, was die Medizin beizutragen vermag. Was die ersteren angeht, so ist nicht viel von ihnen zu vernehmen. In der Person des verstorbenen Freiherrn von Wergenthin, Georgs Vater, der auf eine liebhaberische Weise Botanik trieb, ist sie zu einem überaus vornehmen Tun geworden, zu einer Angelegenheit der Repräsentation. Dieser sei vor seinem Tod Präsident der Botanischen Gesellschaft gewesen. Aber von Wissenschaftsgläubigkeit, wie sie unter den Naturalisten verbreitet war, kann nicht die Rede sein, und vollends die Medizin mit den hier auftretenden Ärzten läßt zu wünschen übrig. Es sind ihrer drei: der zur Geburt herbeigerufene Professor, „ein noch ziemlich junger Mann, mit langem, blonden Bart“ (I, 869), sowie der alte Stauber; dessen Sohn, der junge Arzt Berthold Stauber, ist der dritte im Bunde. Er ist diejenige Arztgestalt, in der Schnitzler die bedenklichen Symptome der Zeit versammelt. Während sich der Vater neben seinem Arztberuf vor allem der Kunstgeschichte widmet, hat sich Berthold Stauber der Politik verschrieben. Als sozialdemokratischer Abgeordneter hat er Beleidigungen und Beschimpfungen im Parlament hinnehmen müssen: Er hat daraufhin sein Mandat niedergelegt. In Paris hat er am Pasteurschen Institut gearbeitet, um seine bakteriologischen Forschungen voranzubringen. Er bleibt seinen sozialistischen Idealen treu, wenn er später in die Politik zurückkehrt. In hohem Maße sozialpolitisch orientiert, will er sich der öffentlichen Ge-

sundheitspflege verschreiben, und dabei hat man offensichtlich an ein prophylaktisches Tun im Sinne der Sozialhygiene zu denken, ein Begriff, den er in einem hochbrisanten Gespräch mit seinem Vater gebraucht. Dieser hält dem Sohn vor, daß sein Denken krankhaft werde in der Art, wie er sich in seinen Ideen verbohrt. Aber um welche Ideen geht es? Obwohl der junge Stauber etwas herumredet, macht er unmißverständlich deutlich, woran er denkt, wenn er sagt: „Das Mitleid – und was kann Liebe zu Leuten, die man nicht persönlich kennt, am Ende anderes sein – führt notwendig zu Sentimentalität, zu Schwäche. Und gerade, wenn man ganzen Menschengruppen helfen will, muß man gelegentlich hart sein gegen den einzelnen, ja muß imstande sein ihn zu opfern, wenn's das allgemeine Wohl verlangt. Du brauchst nur dran zu denken, Vater, daß die ehrlichste und konsequenteste Sozialhygiene direkt darauf ausgehen müßte, kranke Menschen zu vernichten, oder sie wenigstens von jedem Lebensgenuß auszuschließen. Und ich leugne gar nicht, daß ich in dieser Richtung allerlei Ideen habe, die auf den ersten Blick grausam erscheinen könnten. Aber Ideen, glaub ich, denen die Zukunft gehört. Du brauchst dich nicht zu fürchten, Vater, daß ich gleich damit beginnen werde, den Mord der Schädlichen und Überflüssigen zu predigen. Aber philosophisch geht mein Programm ungefähr darauf hinaus.“ Dem alten Stauber ist klar, worum es hier, „präzis ausgedrückt“, geht: um nichts anderes als „ein Gespräch über das Recht, zu töten“ (I, 906). Daß Schnitzler als Schriftsteller vor solchem Denken warnen will, ist keine Frage. In dem Drama „Der Ruf des Lebens“ geschieht es in der kritisch dargestellten Gestalt des Doktor Schindler, der das fragliche Recht gewissenlos ausübt, indem er Beihilfe zum Mord leistet. Aber im Blick auf das Stück „Professor Bernhardi“ wird deutlich, daß die Tötung unheilbar Kranker oder solcher, die man dafür hält, auf den Arzt Berthold Stauber nicht beschränkt bleibt. Auch innerhalb des Romans ist er nicht der einzige, der Gedanken solcher Art hegt. Georg von Wergenthin, obwohl Künstler, erweist sich in solchen Fragen als wenig sensibel. Als er von dem offensichtlich hoffnungslosen Zustand des an einer Geisteskrankheit dahinsiechenden alten Bermann hört, ist er rasch bereit, Konsequenzen zu ziehen: „Ja“, sagte Georg leichthin, „in solchen Fällen sollte es wirklich den Ärzten gestattet sein ... die Sa-

che abzukürzen“ (I, 769). Die Verbindung solcher Ideen mit dem zeitgenössischen Sozialismus muß nicht als dessen Diskreditierung verstanden werden. Schnitzler hat die Zeitlage genau erfaßt. Das Interesse für Ideen wie diese ist unter „Sozialhygienikern“ des späten 19. Jahrhunderts in den frühen Phasen ihres Wirkens verbreitet; der Zürcher Psychiater August Forel, sein Schüler, der Begründer der Rassenhygiene, Alfred Ploetz oder der Prager Philosoph Christian von Ehrenfels sind zu nennen.<sup>135</sup> Auch dem Münchner Psychiater Emil Kraepelin wird nachgesagt, in seinen Anfängen solche Sympathien gehabt zu haben.<sup>136</sup> Daß aber Schnitzler einen jüdischen Arzt solche Ideen aussprechen läßt, ist bemerkenswert. Was kann damit beabsichtigt sein?

Von der Sozialhygiene zum Sozialdarwinismus ist es nur ein Schritt; und Sozialdarwinismus, verbunden mit den Degenerationslehren der französischen Psychiatrie, wird am Ende des Jahrhunderts in dem zweibändigen Werk „Entartung“ propagiert, das zumal in Wien die Geister erregte. Es hat den in Paris lebenden, aber in Wien durch seine Artikel in der „Neuen Freien Presse“ stets präsenten Arztschriftsteller Max Nordau zum Verfasser – eine äußerst beunruhigende Persönlichkeit.<sup>137</sup> Aufgrund einiger erfolgreicher Schriften – das 1884 erschienene Buch „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit“ ist hier vor anderen zu nennen – war er rasch zu Einfluß und Ansehen gelangt.<sup>138</sup> Aber das

---

<sup>135</sup> Zahlreiche Hinweise dieser Art in den Büchern von Peter Emil Becker: *Zur Geschichte der Rassenhygiene*. Stuttgart 1988; *Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus*. Stuttgart 1990. – Annemarie Wettley: *August Forel. Ein Arztleben im Zwiespalt seiner Zeit*. Salzburg 1953.

<sup>136</sup> Vgl. Gunter Herzog: *Gründerjahre der Psychiatrie*. In: *Fortschritte der Psychiatrie im Umgang mit Menschen. Wert und Verwertung des Menschen im 20. Jahrhundert*. Hg. von Klaus Dörner. Rehburg-Loccum 1985, S. 68 ff.; ferner Matthias M. Weber: *Ernst Rüdin. Eine kritische Biographie*. Berlin/Heidelberg 1993. – Als Begründer der Sozialhygiene und als derjenige, der den Begriff eingeführt hat, gilt der sozialdemokratische Arzt Alfred Grotjahn (1869–1931). Vgl. Bruno Harms in: *NDB* 12 (Berlin 1966), S. 169.

<sup>137</sup> Max Nordau: *Entartung*. 2 Bde. Berlin 1893.

<sup>138</sup> Vgl. hierzu die Studie von Jens Malte Fischer: *Dekadenz und Entartung*. Max Nordau als Kritiker des *Fin de siècle*. In: *Fin de siècle. Zu Literatur und Kunst der Jahrhundertwende*. Hg. von Roger Bauer u. a. Frankfurt am Main 1977, S. 93–111. Eingehend hat man sich neuerdings in Paris mit dieser durchaus problematischen Ge-

Erfolgsbuch seines Lebens ist zweifellos das 1892/93 in zwei Bänden erschienene Werk „Entartung“, ein Dokument der Antimoderne in jeder Hinsicht, das bald in immer neuen Auflagen und den wichtigsten Kultursprachen verbreitet war. Es ist ebenso sozialdarwinistisch in seiner geistigen Herkunft, wie es den Wortführern der französischen Degenerationsmedizin, allen voran Auguste Bénédict Morel, verpflichtet bleibt.<sup>139</sup> Sehr bald nach Erscheinen der Schrift Theodor Herzls schloß er sich dem Zionismus an, zu dessen einflußreichen Wortführern er gehörte. In diesem Buch nun werden Schwache, Lebensuntaugliche, Minderwertige und Schriftsteller von weltliterarischem Rang in einem Ton aus der menschlichen Gesellschaft ausgegrenzt, daß es einem die Sprache verschlägt. Dieser Arzt spricht von gesellschaftsfeindlichem Ungeziefer, auf das der Daumen unerbittlich zu drücken sei, und scheut sich nicht, den solcherart Ausgegrenzten zuzurufen: „Für das lüsterne Raubthier ist bei uns kein Platz und wenn du dich unter uns wagst, so schlagen wir dich unbarmherzig mit Knüppeln todt.“<sup>140</sup> So unerbittlich und erbarmungslos drückt sich der Arzt Berthold Stauber im Roman Schnitzlers nicht aus, wenn er der Sozialhygiene das Wort redet. Aber über das „Potential an Inhumanität“,<sup>141</sup> das in ihm steckt, macht sich der Vater keine Illusionen, wenn er seinem Sohn vorhält: „Ich zweifle nicht an deinen Kenntnissen, deiner Energie, deinem Fleiß. Aber mir scheint, um auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege was besonders zu leisten, dazu gehört, außer diesen vortrefflichen Eigenschaften

---

stalt befaßt: Max Nordau 1849–1923. Critique de la dégénérescence, médiateur franco-allemand, père fondateur du sionisme. Hg. von Delphine Bechtel, Dominique Bourel und Jacques Le Rider. Paris 1996.

<sup>139</sup> Deutlich ausgesprochen in „Entartung“ I, S. 31: „Der Begriff der Degeneration, der heute die ganze Wissenschaft der Geisteskrankheiten beherrscht, ist zuerst von Morel scharf erfaßt und umschrieben worden.“ Das in Frage stehende Buch wird in den Anmerkungen angeführt: *Traité des Dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*. Par le Dr. B. A. Morel. Paris 1857.

<sup>140</sup> Entartung II, S. 557.

<sup>141</sup> Die zitierte Wendung bei Thomas Anz: *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart 1989, S. 46: „Nordaus ‚Entartung‘ liefert vielmehr ein vorzügliches Beispiel für das Potential an Inhumanität, das dem Projekt der Aufklärung *auch* inhärent ist [...]“

doch noch eine, von der du meiner Ansicht nach sehr wenig besitzt: Güte, lieber Berthold, Liebe zu den Menschen“ (I, 906). Daß Schnitzler den Arztschriftsteller Max Nordau mit seinem Roman in Verbindung bringt, ist einer Tagebuch-Notiz aus dem Jahre 1911 zu entnehmen: „Prof. Ludwig Stein mit Tochter Else. Wegen Mitarbeiterschaft an ‚Nord und Süd‘. Über Zionismus, Herzl, Nordau, Weg ins freie.“<sup>142</sup> An der problematischen Arztgestalt des jungen Stauber zeigt Schnitzler, und eben dies läßt an Nordau denken, daß die verhängnisvollen Ideen der Degenerationslehren und des Sozialdarwinismus an jüdischen Ärzten nicht vorübergegangen sind. Von den Beunruhigungen in der Medizin, die den Arztschriftsteller Arthur Schnitzler so besorgt machen, handelt auch seine Komödie „Professor Bernhardi“. In der Gestalt des Unterrichtsministers Flint setzt sich fort, was am jungen Berthold Stauber im Roman „Der Weg ins Freie“ gezeigt worden war – mit dem Unterschied, daß wir es nunmehr mit einem Vertreter der herrschenden Schicht zu tun haben, einem klerikalen Gesinnungsgenossen der Christlich-Sozialen. Der Zusammenhang von Medizin und Antisemitismus ist hier in ganz anderen Ausmaßen erfaßt und dargestellt.

Gegenüber dem jungen Stauber, der seine Tötungsideen noch in wohlgesetzten Worten philosophisch verbrämt kundtut, setzt sich der zum Unterrichtsminister avancierte Arzt Professor Flint rücksichtslos über die Schranken hinweg, die ärztlichem Denken im Prozeß der Zivilisation gesetzt sind. Am Anfang seiner Laufbahn steht ein Todesfall, den man besser als einen Tötungsfall bezeichnen sollte. In einer Unterredung zwischen ihm und Bernhardi, die zu den Höhepunkten des Dramas gehört, wird aufgedeckt, was da geschehen ist. Hinsichtlich eines zu Tode erkrankten Patienten hat er, Flint, die richtige Diagnose für sich behalten, um es nicht mit seinem Vorgesetzten zu verderben, der anderer Meinung war und auf die falsche Diagnose gesetzt hatte. Daß da ein einzelner hingeopfert wurde, weil er angeblich um des Gemeinwohles willen hingeopfert werden mußte, gibt Flint unumwunden zu. Um Begründungen ist er nicht verlegen, und mit höheren Zwecken ist er rasch bei der Hand. Er belehrt seinen Jugend-

---

<sup>142</sup> Tagebuch 1909–1912. Hg. von Werner Welzig. Wien 1981, S. 292.

freund, der Bernhardi einmal gewesen war, und sagt: „Dieses eine Opfer, Bernhardi, mußte fallen zugunsten von Hunderten anderer Menschenleben, die später sich meiner ärztlichen Kunst anvertrauen sollten. Ich konnte damals Rappenweilers Protektion noch nicht völlig entbehren, und die Professur in Prag stand in nächster Aussicht“ (II, 383). Der höhere Zweck „zugunsten von Hunderten anderer Menschenleben“, wie Flint ausführt, erweist sich als karrierebedingt – als ein solcher, der in erster Linie dem Eigeninteresse zugute kommt. Gleichwohl stellt derselbe Minister das Interesse am Großen und Ganzen als die Essenz seines Wirkens heraus, während er seinem früheren Jugendfreund vorhält: „Du bist vielleicht das, Bernhardi, und mehr als ich, was man einen anständigen Menschen nennt. Sentimentaler bist du in jedem Fall. Aber ob du imstande wärest, für das Wohl eines großen Ganzen mehr zu leisten als ich, das erscheint mir sehr fraglich [...]. Denn es kommt nicht auf Rechthaben an im Einzelnen, sondern aufs Wirken im Großen“ (II, 384). Später, im Gespräch mit dem Hofrat Winkler, wird der Minister hinsichtlich solchen Wirkens aufs Große hin um vieles deutlicher, und ärztliches Denken wird nunmehr in sein Gegenteil verkehrt. Unabhängig von früheren Überzeugungen, wenn es denn solche gewesen sind, räumt dieser Arzt mit allem auf, was an Sentimentalität erinnern könnte: „Man sollte keine Erinnerungen haben in unserer Stellung, kein Herz womöglich; über Leichen müßten wir gehen [...]“ (II, 449). Heilen verkehrt sich in Töten. Schnitzler antizipiert, was einmal geschehen könnte und geschehen ist – ein schauerliches Futur! Dieser Arzt, mit seiner Bereitschaft über Leichen zu gehen, redet Reformen in Richtung auf Sozialhygiene ähnlich wie der sozialistische Berthold Stauber das Wort, nur vom entgegengesetzten Standort her, und dieser Standort ist im Blick auf das damalige Österreich, in dem die Komödie spielt – „Wien um 1900“ – christlich-sozial, klerikal und antisemitisch nicht zuletzt. Es ist das literarische Wien um 1900, das man gern „Jugend in Wien“ nennt.<sup>143</sup> Zugleich ist es das „Wien Wittgensteins“ wie es „Hitlers Wien“ ist, in dem der weltbekannte Diktator seine Lehrjahre in eben der Zeit verbringt,

---

<sup>143</sup> Jugend in Wien. Literatur um 1900 (Marbacher Ausstellungskatalog). München/Stuttgart 1974).



in der Schnitzlers bittere Komödie entsteht.<sup>144</sup> Wie sehr der sich ausbreitende Antisemitismus auf die Medizin übergreift und sie zu beherrschen sucht, wird erkennbar. Er ist zur dominierenden Macht des Stückes geworden, ohne der Zielpunkt zu sein, auf den alles zuläuft.<sup>145</sup>

Diese Macht, die der Antisemitismus geworden ist, ist nicht erfunden, und niemand nimmt es an. Sie hat eine zeitgeschichtliche Grundlage, die mit der Wahl des antisemitischen Bürgermeisters Karl Lueger im Jahre 1897 eine neue Phase im Vielvölkerstaat einleitet. „Die christlich-sozialen Demagogen“, so Carl E. Schorske in seinem Buch über das Wien des *Fin de siècle*, „begannen ein Jahrzehnt der Herrschaft in Wien, das all das verband, was dem klassischen Liberalismus verhaßt war: Antisemitismus, Klerikalismus und Sozialismus auf kommunaler Ebene.“<sup>146</sup> Von alledem bleibt die Wiener Medizin nicht verschont. Die Konflikte und Intrigen zwischen dem christlichen und dem jüdischen Lager, die sich seit der Besetzung eines verwaisten Lehrstuhls verbanden, glossiert Karl Kraus im Juli 1900 in der „Fackel“, und wie in Schnitzlers Komödie „Professor Bernhardi“ geht es dabei um einen Lehrstuhl der Dermatologie. In dem Artikel mit der Überschrift „Universitätsbummel“ heißt es: „Während man sich nämlich in civilisierten Ländern in solchen Fällen bemüht, den Tüchtigsten zu eruieren, bildet sich bei uns sofort eine jüdische und eine christliche Partei. So erklärte sich denn die jüdische Minorität gegen Professor Finger mit der Begründung, dass bei den letzten Besetzungen durchwegs Christen gewählt worden seien; nun müsse ein Jude drankommen. Die christlichen Abtheilungsvorstände hingegen wollten nur die Wahl des christlichen Candidaten zulassen. Aber sie verfügten nicht über die von den Statuten geforderte Zweidrittelmajorität, und es kam keine Wahl zustande.“<sup>147</sup> Es gibt aber neben dem allgemeinen zeitgeschichtlichen noch einen spezifisch biographischen Hintergrund. Schnitzler

<sup>144</sup> Allan Janik und Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. München/Wien 1984.  
– Brigitte Hamann: Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. München/Zürich 1996.

<sup>145</sup> Über den Antisemitismus als die herrschende Macht im Drama vgl. Egon Schwarz: Arthur Schnitzler und das Judentum, S. 77.

<sup>146</sup> Carl E. Schorske: Wien. Geist und Gesellschaft, S. 5.

<sup>147</sup> Universitätsbummel. In: Die Fackel, Nr. 47, Mitte Juli 1900, S. 27.

selbst hat ihn, wenn nicht geleugnet, so doch eingeschränkt.<sup>148</sup> Neuere handschriftliche Funde bestätigen die antisemitischen Machenschaften, die es an der Klinik des Vaters gegeben hat. So heißt es in einer Notiz Schnitzlers aus dem Jahre 1915: „Heute fallen mir diese Blätter in die Hand, die ich seit gewiss 10 oder 15 Jahren nicht gelesen, und die mir, insbesondere, als ich den ‚Bernhardi‘ schrieb, bis auf die Tatsache ihrer Existenz (inclusive) aus dem Gedächtnis geschwunden waren. Sie sprechen für sich selbst, für den ‚Bernhardi‘, für meinen Vater, der 14 Tage nach Abfassung der vorstehenden Antwort gestorben ist.“<sup>149</sup> Möglicherweise ist es diesem biographischen Hintergrund zuzuschreiben, daß die Arztgestalt Bernhardis eine Ausnahme im literarischen Werk Arthur Schnitzlers darstellt. Von Arztkritik, wie es sie in den meisten Texten Schnitzlers gibt, kann hier nicht eigentlich die Rede sein. Die Hauptfigur des Stückes steht dem Dichter sichtlich sehr viel näher als alle Ärzte, die es sonst in diesem literarischen Werk gibt. Dennoch haben wir es trotz solcher Nähe nicht mit einem Heros der Wissenschaft von der Art des Docteur Pascal in Zolas Romanzyklus zu tun; denn das Heldische und Kämpferische liegt diesem Klinikdirektor so fern wie die Ränke seiner medizinischen Kollegen. Es ist sein zunehmend passives, von Resignation bestimmtes Verhalten gegen Ende des Stückes, das den „positiven Helden“ deutlich widerlegt.

Ein vermeintlich beiläufiger, obschon nicht gerade alltäglicher Vorfall bringt den Stein ins Rollen. Der behandelnde Arzt Bernhardi hält den herbeigerufenen Priester von einer Sterbenden fern, weil er überzeugt ist, daß sie sich in einem euphorischen Zustand befindet, aus dem sie nicht herausgerissen werden sollte. Dieser Vorfall ist nicht so sehr Ursache als Anlaß und Vorwand, gegen den jüdischen Klinikdirektor vorzugehen, in dessen Handlungsweise man die christliche Religion und den christlichen Staat beleidigt sieht. Daher steht für den Kandidaten der Medizin

<sup>148</sup> Vgl. den Brief an Brandes vom 27. Februar 1913, in: Georg Brandes und Arthur Schnitzler. Ein Briefwechsel, S. 106. – Hierzu Egon Schwarz: Im Zeichen Hiobs, S. 70.

<sup>149</sup> Die erst neuerdings aufgefundene Notiz und die Einzelheiten, auf die sie sich bezieht, sind nachzulesen in der umsichtigen Studie von William H. Rey: Arthur Schnitzler. Professor Bernhardi. München 1971, S. 8–10.

Hochroitzpointner, den unangenehmsten in diesem Ärztekollegium, schon am Ende des ersten Aktes fest: „Das bricht ihm den Kragen!“ (II, 359). Mit anderen dieses Kollegiums gehört er zu denjenigen der nationalkonservativen Fraktion, die man schon an den Schmissen im Gesicht erkennt. Die antisemitischen Motive, die sich mit der Duellfrage verknüpfen, bringt der Professor der Chirurgie Ebenwald, der Vizedirektor der Klinik und Hauptgegner Bernhardis, unmißverständlich zur Sprache, wenn er im Kreis seiner Gesinnungsgenossen auftrumpft: „Du darfst ja nicht vergessen [...]“, sagt er zu einem der Mitläufer, obschon einem Kollegen jüdischer Herkunft, „auf der Universität und noch später als alter Herr war ich ein Führer der Deutschnationalen strengster Observanz. Und du weißt, was das heißt: Wacht am Rhein – Bismarck-eiche – Waidhofner Beschluß – Juden wird keine Satisfaktion gegeben, auch Judenstämmlingen –“ (II, 395). Dieser Beschluß wurde gefaßt im „Waidhofener Verband der Wehrhaften Vereine Deutscher Studenten in der Ostmark“, schon in den achtziger Jahren; er wird am 11. März 1896 allgemein bekannt und veröffentlicht. In seiner Autobiographie „Jugend in Wien“ kommt Schnitzler auf diese Beschlüsse zu sprechen und zitiert aus ihnen den folgenden Passus im Wortlaut: „Jeder Sohn einer jüdischen Mutter, jeder Mensch, in dessen Adern jüdisches Blut rollt, ist daher von Geburt aus ehrlos, jeder feineren Regung bar. Er kann nicht unterscheiden zwischen Schmutzigem und Reinem. Er ist ein ethisch tiefstehendes Subjekt. Der Verkehr mit einem Juden ist daher entehrend; man muß jede Gemeinschaft mit Juden vermeiden. Einen Juden kann man nicht beleidigen, ein Jude kann daher keine Genugtuung für erlittene Beleidigungen verlangen.“<sup>150</sup> Die Barbarei ist ohne Vergleich. Und doch besteht Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß die Waidhofener Beschlüsse in einer Zeit gefaßt wurden, in der der französische Hauptmann Dreyfus schon fast ein Jahr auf die Teufelsinsel verbannt worden war.

Mit den zeit- und lebensgeschichtlichen Bezügen hat man vor allem denjenigen Vorgang in Zusammenhang gebracht, der die

---

<sup>150</sup> Jugend in Wien, S. 156. – Vgl. hierzu auch Klaus Laermann: Zur Sozialgeschichte des Duells, S. 133; auch William H. Rey: Professor Bernhardi, S. 11.

Interpellation im Parlament und die Verurteilung Bernhardis zur Folge hat. Sie wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Chefarzt des Elisabethinums sich auf einen bösen Handel eingelassen hätte – wenn er in der Dermatologie zu Zugeständnissen bereit gewesen wäre. Er hätte zustimmen müssen, daß nicht der besser qualifizierte, aber jüdische Doktor Wenger, sondern der gut katholische Doktor Hell in Graz berufen worden wäre. Daß dieser Vorgang seine Parallele in der Wirklichkeit gehabt hat, in der Poliklinik, in der Schnitzlers Vater tätig gewesen war, wurde überzeugend aufgewiesen.<sup>151</sup> Dennoch sind solche Wirklichkeitsbezüge, die Schnitzlers Komödie den Charakter eines bloßen Zeit- oder Tendenzstücks geben könnten, nicht der Zielpunkt des dargestellten Geschehens. Dagegen spricht zum ersten die Gattungsbezeichnung, die Schnitzler gewählt hat; und daß man es bezüglich dieser Bezeichnung mit einem Fehlgriff zu tun habe, wie behauptet wurde, hat die Forschung nicht überzeugt.<sup>152</sup> Mit Recht ist geltend gemacht worden, daß der Gattungsbegriff „Komödie“ im literarischen Werk häufig wiederkehrt. An die „Komödie der Worte“, die „Komödie der Verführung“, an die Stücke „Komödiantinnen“ oder „Die kleine Komödie“ wird erinnert; und stets sind mit den Titeln der Dramen Bedeutungen verbunden, die über den poetologischen Begriff im engeren Sinn hinausweisen. Mit Komödie verbindet sich im literarischen Werk Schnitzlers die Vorstellung eines gesellschaftlichen Rollenspiels, aus dem nicht unbedingt auf verlässliche Überzeugungen dessen zu schließen ist, der innerhalb der Gesellschaft eine Rolle übernimmt, welche es auch sei. Es handelt sich um die Widerspiegelung einer Seinsproblematik, einer Spannung von Schein und Sein zuungunsten dessen, was einer wirklich ist. Identitätsverlust liegt vor, wenn es sich nicht um das bewußte Rollenspiel des Schauspielers handelt. Die in Politik und

<sup>151</sup> Vgl. William H. Rey: Professor Bernhardi, S. 9.

<sup>152</sup> In seiner Einleitung zum Briefwechsel zwischen Schnitzler und Brahm, hatte Oskar Seidlin seinerzeit angeführt, daß „Professor Bernhardi“ wie das Stück „Zwischenspiel“ sich nur dadurch als Lustspiele auswiesen, „daß während der drei oder fünf Akte der betreffenden Stücke die Bühne leichenfrei bleibt“ (Der Briefwechsel Arthur Schnitzler – Otto Brahm. Hg. und eingeleitet von Oskar Seidlin. Berlin 1953, S. 23). Dagegen hat sich mit Nachdruck Klaus Kilian gewandt: Die Komödien Arthur Schnitzlers, S. 43.

Gesellschaft die Führenden sind, sind sich des Rollencharakters in ihrem Tun selten bewußt, so wie diejenigen die Ideologien nicht durchschauen, in denen sie sich verfangen haben. Im Blickfeld Schnitzlers stehen vornehmlich die politischen Komödien, und als eine solche hat man auch sein Stück „Professor Bernhardi“ verstanden. Das Komödienspiel der Politik beherrscht in diesem Ärztestück niemand so gut wie der ehemalige, nun zum Minister avancierte Arzt Professor Flint, musterhaft und meisterhaft gehandhabt in der Rede vor dem Parlament. Sie beginnt mit einer Fürsprache für den vermeintlichen Freund, bis es ihm ratsam erscheint, im Hinblick auf die Resonanz unter den Abgeordneten den Ton zu wechseln. Die Überzeugung, das, was er „eigentlich“ denkt, bleibt auf der Strecke. Er ist der Opportunist, wie er im Buche steht, und wieviel Opportunismus dem politischen Geschäft zuzuschreiben ist, das man Realpolitik nennt, bleibe offen. Das politische Lied muß in der Optik des Stücks nicht um jeden Preis das garstige sein. Aber vor Illusionen wird gewarnt, vor Überzeugungen, die sich nur allzu rasch als Vorwand erweisen. Es gibt zahlreiche Belege für die pejorative Einschätzung des Rollenzwangs. In den „Aphorismen und Betrachtungen“ läßt in diesem Punkt der Ton an Schärfe vielfach nichts zu wünschen übrig. So heißt es in einem dieser Texte: „Machen wir uns nicht mitschuldig an der Lügenhaftigkeit der Welt, insbesondere am Komödienspiel der Politik, wenn wir uns immer wieder anstellen, als hätten wir innere Ansichten, Überzeugungen, Ideen zu bekämpfen, da wir doch wissen, daß uns nur Parteiinteresse, Gedankenlosigkeit und Bosheit gegenüberstehen.“<sup>153</sup> Was hier Komödie genannt wird, – man könnte auch Tragikomödie sagen – berührt Fragen der Existenz in moderner Literatur, die sein sollte, aber durch die Rollen, die wir zu spielen gedrängt werden, verhindert wird. Dieser Dichotomie, einer solchen von Rolle und Existenz, hat wie keiner Nietzsche vorgearbeitet. Die Bezugnahmen Schnitzlers auf ihn sind frappant.<sup>154</sup> „Inwiefern der Mensch ein Schauspieler ist“ ist einer seiner Aphorismen überschrieben, der die verschiedensten

<sup>153</sup> Aphorismen, S. 239.

<sup>154</sup> In dem Buch von Klaus Kilian sind sie in Form einer Synopse gegenübergestellt (Die Komödien Arthur Schnitzlers, S. 40/1).

Rollen benennt: „Einmal als Kind, Jüngling usw. Dann die Rolle, die zum Geschlecht gehört, dann die der socialen Stellung, dann die des Amtes, dann die seiner Werke –“; und an anderer Stelle desselben Textes: „Die *Rolle* ist ein Resultat der äusseren Welt auf uns, zu der wir unsre ‚Person‘ stimmen wie zu einem Spiel der Saiten [...]. Wir haben *vieler Typen* in uns [...].“<sup>155</sup> Der Mensch als Schauspieler, der sich hinter Masken verbirgt – das ist ein Leitmotiv in Nietzsches Denken, und das ethische Defizit, das damit bezeichnet wird, gilt es zu beachten: „Geist hat der Schauspieler, doch wenig Gewissen des Geistes“, heißt es in „Also sprach Zarathustra“: „Er glaubt immer an Das, womit er am stärksten glauben macht – glauben an s i c h macht! Morgen hat er einen neuen Glauben und übermorgen einen neueren.“<sup>156</sup> Es ist die fortwährend sich ändernde Anpassung, die den Schauspieler als einen Typus solchen Verhaltens zum Opportunisten disponiert. Davon handelt ein Passus im Buch „Die fröhliche Wissenschaft“: „Das Problem des Schauspielers hat mich am längsten beunruhigt [...]. Die Falschheit mit gutem Gewissen; die Lust an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten ‚Charakter‘ bei Seite schiebend, überfluthend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen ist eine Rolle und Maske, in einen S c h e i n hinein; ein Ueberschuss von Anpassungs-Fähigkeiten aller Art [...].“<sup>157</sup> Auch vom Literaten in einem betont pejorativen Sinn spricht Nietzsche in diesem Zusammenhang: „[...] denn der Litterat ist wesentlich Schauspieler, – er spielt nämlich den ‚Sachkundigen‘, den ‚Fachmann‘.“<sup>158</sup> Nicht anders wird der Literat im Denken Schnitzlers zurückgesetzt; die Verantwortung, die dem Dichter zur Pflicht gemacht wird, wird dem Literaten abgesprochen. So vor allem in der aus dem Nachlaß veröffentlichten Tragikomödie „Das Wort“.<sup>159</sup>

<sup>155</sup> Hier zitiert nach Friedrich Nietzsche: Gesammelte Werke. Musarion-Ausgabe in 23 Bänden. München 1920–1929. Bd. XVI, S. 306.

<sup>156</sup> KSA 4, S. 65.

<sup>157</sup> KSA 3, S. 608.

<sup>158</sup> Ebda., S. 609.

<sup>159</sup> Arthur Schnitzler: Das Wort. Tragikomödie in fünf Akten. Hg. von Kurt Bergel. Frankfurt am Main 1966, S. 48. – Vgl. zum Typus des Literaten bei Schnitzler das

Schnitzlers Professor Bernhardt ist das Gegenteil solchen Schauspielertums – ein Charakter im fast traditionellen Sinn. Er handelt, wie er muß – und gerät eben deshalb in Widerstreit mit seiner Umwelt. Dem Pfarrer verweigert er den Zutritt zu der Sterbenden – nicht weil solches von seinem Berufsstand vorgeschrieben ist, sondern weil er es als Arzt in diesem Einzelfall für richtig hält. Den Handel in der Berufung des Dermatologen seiner Klinik schlägt er aus, weil er nicht gegen seine Überzeugung handeln kann. Als er später erkennen muß, daß er mit seinen Auffassungen nichts bewirkt, wird er zunehmend passiv. Er legt zum Entsetzen derjenigen, die zu ihm halten, das Direktorat der Klinik nieder und verzichtet in der Gerichtssache auf jede Berufung, nachdem das Urteil – zwei Monate Gefängnis – ergangen ist. Von der Komödie oder Tragikomödie, die da gespielt wird, ist er so angewidert, daß er sich weigert, in irgendeiner Weise mitzumachen.<sup>160</sup> Die gewollte Passivität erscheint von außen her als Rollenspiel, als gerate nun auch er wider Willen in die politische Komödie hinein, die ihm in jeder Hinsicht suspekt ist. Er spiele bloß den Beleidigten, hält man ihm vor, und sein Gegner, der Minister Flint, ist verärgert über solches Rollenspiel, für das er Bernhardt's Passivität hält: „Und jetzt fangen gar die liberalen Blätter an [...] Bernhardt als eine Art Märtyrer hinzustellen, als ein politisches Opfer klerikaler Umtriebe, als eine Art medizinischen Dreyfus“ (II, 448).<sup>161</sup> Das sind Ansichten einzelner; es sind Äußerungen anderer von außen her, die Bernhardt so sehen. Aber sie treffen nicht zu. Er selbst läßt sich in ein wie immer beschaffenes Rollenspiel nicht hineinziehen, und es besteht kein Grund, seine eigene Aussage zu bezweifeln. Dem Anwalt hält er entgegen: „Das lächerliche Kriegsgeschrei, das sich von einigen Seiten erheben will, wird mich nicht zu einer Rolle verführen, die mir nicht behagt [...]“. Es ist die Rolle des politischen Kämpfers, des Helden alten Stils, die er ablehnt, nicht weniger diejenige des Märtyrers – „weil es eben

---

Kapitel „Die Komödie der Worte“ in dem oben genannten Buch von Klaus Kilian, dort S. 101.

<sup>160</sup> So auch William H. Rey: Professor Bernhardt, S. 35.

<sup>161</sup> Von der Rolle des Beleidigten, die Bernhardt spiele, spricht der fragwürdige Anwalt Goldenthal zu Beginn des vierten Aktes (II, 422).

nur eine Rolle wäre“ (II, 441).<sup>162</sup> Bernhardi will zunehmend Arzt sein, und nichts als Arzt. Selbst das Buch, die schriftliche Abrechnung mit seinen Gegnern, gerät aus dem Blick. Als Arzt ist er bestrebt, auch dort zu verstehen, wo er selbst nicht verstanden wird (II, 435). Am Ende bezieht er gar noch die Machenschaften seiner Widersacher in ein solches Verstehen ein (II, 462). Diese christusähnliche Denkweise macht nun freilich das Dilemma offenkundig, in das er mit seiner Absicht geraten ist, Arzt und nichts anderes als Arzt zu sein, um sich a l l e n politischen Handelns zu enthalten. So hat denn der Einwand gegen sein Verhalten Gewicht, daß das Böse den Sieg davonträgt; diese Idee ist, zu Ende gedacht, tragisch, und womöglich ist der Anteil der Tragödie in diesem gut durchdachten Drama stärker als derjenige der Komö-

---

<sup>162</sup> Rollenspiel und Rollenzwang mit ihrem Rekurs auf Nietzsche werden in der umsichtigen Arbeit von Klaus Kilian überzeugend aufgezeigt, sofern es um dieses Stück geht, einschließlich der übrigen Personen, zu denen auch der Pfarrer Reder, der Anwalt Goldenthal oder der Hofrat Winkler gehören. Aber hinsichtlich der Hauptgestalt bleiben die Aussagen widersprüchlich und problematisch. Vf. behauptet, daß Bernhardi außerhalb jeder Rollenhaftigkeit dort handle, wo er dem Pfarrer den Zutritt zu der Sterbenden verweigert (S. 90); und wörtlich: „Die wahrhaftige Rollenlosigkeit seines Handelns ist nur auf diesen einen Moment der Exposition beschränkt [...]“ (S. 92). Später ist von der rollenfreien Handlung Bernhardis die Rede und davon, daß er aus seiner Rollenlosigkeit in „die Anti-Rolle des überlegenen Weltverächters“ gerät (S. 95). Rollenlosigkeit und Anti-Rolle – was ist da der Unterschied? Auch ist er weder der überlegene Weltverächter, noch ist ihm moralische Hybris vorzuwerfen. Sein Tun und Denken ist einzig von der Absicht bestimmt, Arzt zu sein und nichts als Arzt. Es hängt mit den ethischen Komponenten des Arztberufes in der Optik dieses Stückes zusammen, daß es die Rolle des Arztes nicht geben darf; und daß die Hauptgestalt nicht nur in der Eingangsszene, sondern im Ganzen des Stückes außerhalb jeder Rollenhaftigkeit denkt und handelt, ist weiterhin die Auffassung derjenigen, die sich einläßlich mit diesem Text befaßt haben. So William H. Rey: Professor Bernhardi, S. 35: „[...] denn er will eben keine Rolle spielen, keine Maske tragen“; so auch Heinrich Kaulen in dem Aufsatz: Antisemitismus und Aufklärung. Zum Verständnis von Schnitzlers *Professor Bernhardi* In: ZfdtPh 100 (1981), S. 191. Daß es Schnitzler nicht darum gegangen sei, einen idealen Kämpfer für Freiheit und Recht auf die Bühne zu bringen, wird nachdrücklich betont. Meine eigene Auffassung, daß sich Bernhardi in der Rolle des Märtyrers gefalle, wird mit diesen Ausführungen korrigiert. Die Bemerkung bezieht sich auf den Aufsatz „Moderne Literatur und Medizin. Zum literarischen Werk Arthur Schnitzlers“ in den von Giuseppe Farese hg. Akten des Internationalen Symposiums, S. 78.



die.<sup>163</sup> Aber prinzipielle Arztkritik wie in den meisten Texten Schnitzlers ist damit nicht ausgesprochen. Eine Denkart wie diese erweist sich nicht als lebensfördernd; sie scheint zum Scheitern verurteilt. Aber letztlich geht es um die Idee des Arztes, die scheitert – um die Idee, nichts als Arzt zu sein.

Erst im Blick auf die Passivität der Hauptgestalt als Zeichen dafür, daß dieser Arzt nichts als Arzt sein will, versteht sich die alle Motive übergreifende Thematik, die das Drama vollends vom Tendenzstück entfernt. Sie beruht in einem Gegensatz, der letztlich nur aus der medizingeschichtlichen Konstellation am Ende des 19. Jahrhunderts herzuleiten ist und von der Forschung bisher, soweit ich sehe, nicht wahrgenommen wurde. Es handelt sich um den Gegensatz zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen in ärztlichem Tun und Denken. Die Kontrahenten sind ohne Frage Bernhardi, der für den Einzelfall wie für den einzelnen Menschen steht, und der Arztminister Flint, der dem Ganzen nicht ohne Demagogie das Wort redet. Für dieses Ganze hat vor anderem die Rassenhygiene seit dem Anfang der neunziger Jahre Begriffe wie Volkskörper, Volksgesundheit, Gesellschaftsbiologie oder auch Sozialhygiene zur Verfügung gestellt. In unserem Stück weiß sie Flint auf seine Weise zu gebrauchen. Die Reformen, auf die er sich immer erneut beruft, sind von dieser Art. Die kurze Spanne Zeit, die ihm als Minister gewährt ist, belehrt er Bernhardi, wolle er zur Durchführung von allerlei Reformen benützen, die ihm von Jugend auf am Herzen lägen – Reformen auf dem Gebiet „des medizinischen Unterrichts, der sozialen Hygiene, der allgemeinen Volksbildung. Hab ich noch etwas vergessen?“ (II, 381). Auch sein Verhalten hinsichtlich der falschen Diagnose seines Vorgesetzten hatte er so, wie wir uns erinnern, zu rechtfertigen gesucht. Auch da hatte der Einzelne das Nachsehen gegenüber dem Ganzen – dem Volksganzen, Daß das Wirken des Arztes und Unterrichtsministers ins Große durch übersteigertes Selbstbewußtsein diskredi-

---

<sup>163</sup> Hierzu Rolf-Peter Janz: „Professor Bernhardi – ‚eine Art medizinischer Dreyfus?‘“ in den oben genannten Akten des Internationalen Symposiums, S. 116: „Diese Form des Widerstands gegen den Antisemitismus, für die sich Bernhardi entschieden hat, taugt nicht für eine Charakterkomödie; auch nicht für ein Tendenzstück. Sie macht das Drama zu einer verhinderten Tragödie.“

tiert wird, ist nicht zu übersehen. Aber völlig unberechtigt ist eine auf das Volksganze gerichtete Denkweise keineswegs. Denn natürlich geht es in ihr stets auch um verantwortliche Prophylaxe gegenüber möglichen Epidemien; um eine Fürsorge, die sich völlig berechtigt auf die Gesundheit aller erstreckt. Aber lebensgefährlich für den Einzelnen wird solches Denken dort, wo nur der Volkskörper gesehen wird, dem der Körper des Einzelnen gegebenenfalls zum Opfer gebracht wird – wie dies im Tun und Denken des Arztministers geschieht. Die Berechtigung eines Denkens auf das Volksganze hin ist nicht zu leugnen, noch weniger seine Gefährlichkeit zum Nachteil des Einzelnen, der am Ende hoffnungslos auf der Strecke bleibt, wenn nur noch „das Wirken ins Große“ zählt. Diese medizingeschichtliche Konstellation ist um 1900 in Österreich wie in Deutschland akut und hochbrisant. Gegen solche Gefahren setzt sich Bernhardt existentiell zur Wehr – nicht indem er sich in eine Rolle drängen läßt, sondern indem er jenseits allen Rollenspiels seiner Berufung als Arzt, für den Einzelnen da zu sein, gerecht zu werden sucht. Sein Denken und Handeln ist ausschließlich darauf gerichtet; es ist die Idee des Arztes, die er zu realisieren sucht. Die gegenüber dem Pfarrer ausgesprochene Verweigerung in der Eingangsszene hat diesen Sinn, und wenn er nach seiner Entlassung unverzüglich an den Prinzen Konstantin denkt, seinen Patienten, so handelt es sich um ein Denken an den Einzelnen auch hier. Denn was immer Volksgesundheit und Sozialhygiene fordern – das auf den Einzelnen gerichtete Denken des Arztes ist nicht verfügbar; es muß ohne Einschränkung gelten. Und doch war schon damals absehbar, was geschehen könnte, wenn das Volksganze, der ominöse Volkskörper, über den Einzelnen triumphiert, eben weil er nur ein Einzelner ist. Hygiene ist zunächst Hygiene des Einzelnen, ehe sie sich dem größeren Ganzen unterzuordnen hat, wie Alfred Ploetz, der Erfinder der Rassenhygiene, befindet.<sup>164</sup> Im Denken seines Schwagers, des Erbforschers Ernst Rüdin, ist die ärztliche Zurücksetzung des Ein-

---

<sup>164</sup> Alfred Ploetz: *Grundlinien einer Rassen-Hygiene*. 1. Theil: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Berlin 1895, S. 13.

zelen offenkundig. An seinen Lehrer August Forel schreibt er am 11. November 1894: „Speziell bin ich der Überzeugung, daß, sich mit der Aetiologie (Heredität etc.) und prophylaktischen Abhilfe der Geistes- und Nervenkrankheiten zu beschäftigen, meiner Natur und meiner Schaffenslust am Meisten zusagen würde. Ich bin in dieser Beziehung von Ihnen, Herr Professor, dann von Bunge, Kraepelin und meinem Schwager Ploetz so sehr beeinflußt worden, daß ich große Lust verspüre, in der Erforschung der Krankheitsursachen und ihrer prophylaktischen Abwehr weiter und weiter zu gehen. Der Beruf eines Arztes, der nur dem Augenblick lebt, der zu restaurieren sucht, was eben gerade schon kaput ist, ohne sich darüber klar zu sein, was getan werden sollte, um überhaupt Krankheiten, und speziell Irresein zu vermeiden, würde mir, des bin ich sicher, in keiner Weise zusagen [...] Ich fühle einen tiefen Drang, Unglück u. Krankheit *an ihrer Wurzel auszurotten* [...]“<sup>165</sup> Wie der Erbforscher Rüdin denkt, so denkt auch Schnitzlers Arztminister, der Professor Flint. Beide sind sie demselben Denkmuster verhaftet, und nichts hatte der Autor der Komödie „Professor Bernhardi“ zu erfinden. Die Prophylaxe des Volksganzen wird gegen den Einzelnen ausgespielt. Es wird mit Zahlen operiert, Hunderte gegen Einen, wie Flint in der Unterredung mit Bernhardi argumentiert: „Dieses eine Opfer, Bernhardi, mußte fallen zugunsten von Hunderten anderer Menschenleben [...]“ (II, 383). Wie schon gesagt, verbrachte ein Diktator, kein anderer als Hitler, seine Lehrjahre in Wien, als Schnitzlers Drama entstand. Er wird eines Tages das „Zahlenspiel“ aufnehmen und erklären: „Es ist eine Halbheit, unheilbar kranken Menschen die dauernde Möglichkeit einer Verseuchung der übrigen gesunden zu gewähren. Es entspricht dies einer Humanität, die, um dem einen nicht wehe zu tun, hundert andere zugrunde gehen läßt.“<sup>166</sup> Sein späterer Leibarzt Karl Brandt wird im Nürnberger Ärzteprozeß nach dem Zweiten Weltkrieg eben diese medizinische Preisgabe des Einzelnen rechtfertigen und verteidigen, indem er zwischen zwei Typen von Ärzten unterscheidet. Er spricht vom Arzt als solchem und sagt von ihm: „Ich glaube nicht, daß der Arzt als solcher

<sup>165</sup> Hier zitiert nach Matthias M. Weber: Ernst Rüdin, S. 30.

<sup>166</sup> Adolf Hitler: Mein Kampf. 95.-96. Aufl. München 1934, S. 279.

von seiner ärztlichen Ethik oder seinem moralischen Empfinden aus einen solchen Versuch [am Menschen] durchführen könnte oder würde [...]“ Anders derjenige Arzt, der sich als Instrument der Politik versteht: „In dem Augenblick, in dem die Person des Einzelmenschen aufgeht in dem Begriff des Kollektiven, wird auch die an sie gestellte Forderung aufgehen in dem Interesse dieses Kollektiven. Es wird also die Forderung der Gemeinschaft über den Einzelmenschen als Gesamtkomplex gestellt, und es wird dieser einzelne Mensch völlig benutzt im Interesse dieser Gemeinschaft ... Im Grunde bedeutet das Einzelwesen nichts mehr.“<sup>167</sup> Schnitzlers Voraussicht ist einzigartig. Den Tendenzen solcher Sozialhygiene setzt er als Verfasser dieses Stücks sein Ethos entgegen, aber nicht, indem er „Gesinnungsästhetik“ demonstriert, sondern durchaus in der Weise, daß er einen wissenschaftlichen Befund in moderne Literatur übersetzt. Das betrifft die ausbleibende Lösung hinsichtlich der beiden Positionen, die Bernhardi und der Minister Flint vertreten.

Das Strukturmodell als ein solches der literarischen Moderne beruht darin, daß die Problemlösung, wie sie der modernen Naturwissenschaft selbstverständlich ist, unterbleibt. Schnitzler hat es in dem schon zitierten Brief an den Historiker Richard Char-matz vom 4. Januar 1913 deutlich ausgesprochen und sein Stück gegenüber unzutreffenden Unterstellungen verteidigt. Er weist die Erwartung zurück, es hätte ein Kämpfer für Kultur und Freiheit auf der Bühne auftreten sollen, der am Ende alle Konflikte mühelos löst. Statt dessen betont er die ärztliche Pflicht im Verständnis der Hauptfigur, auf die es in erster Linie ankomme. Nichts sei Bernhardi in seinen eigenen Worten wichtiger als „so bald wie möglich wieder als Arzt und Gelehrter leben und wirken zu dürfen“. Kein Konflikt also zwischen Wissenschaft und Kirche, auch nicht ein solcher zwischen verschiedenen Religionen, noch weniger ein solcher, dessen Lösung der literarische Text zu leisten habe: „Es war nicht meine Absicht (und liegt wohl auch kaum im Bereich künstlerischer Möglichkeiten) eine

---

<sup>167</sup> Zitiert nach: Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses. Hg. und kommentiert von Alexander Mitscherlich und Fred Mielke. Frankfurt am Main 1995, S. 344–347.

*Frage* zu lösen [...].“<sup>168</sup> Im Roman „Der Weg ins Freie“ hatte sich der Schriftsteller Heinrich Bermann, eine Art Sprachrohr des Dichters, ähnlich geäußert (I, 833). Von einem Strukturmodell der Moderne wurde gesprochen. Schnitzler stellt es wiederholt an entgegengesetzten Positionen von Ärzten dar, die in einer Synthese den idealen Arzt ergeben könnten. Aber diese Synthese kommt nicht zustande, und es bleibt bei dem Nebeneinander der gegensätzlichen Positionen. Jede von ihnen ist auf ihre Art berechtigt; in jeder von ihnen ist ein Kern an Wahrheit enthalten. Aber da die Positionen jeweils einseitig vertreten werden, läßt die ganze Wahrheit zu wünschen übrig. Die Kritik, die geübt wird, wird nach zwei Seiten hin geübt. Die Positionen erweisen sich als ambivalent. Dieses Strukturmodell ist auch in anderen Texten der literarischen Moderne nachweisbar. So in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“, in dem sich Settembrini und Naphta als Mentoren Hans Castorps gegenüberstehen, ohne daß es zu einer Synthese käme. Im Gegenteil: der Ausgang des Konflikts wird im anachronistisch gewordenen Duell entschieden.

In zwei bedeutenden Erzählungen hat Schnitzler die entgegengesetzten Positionen im Verhalten von Ärzten am Beispiel der Diagnose als einem Schlüsselbegriff neuzeitlicher Medizin verdeutlicht: in der sehr frühen Erzählung „Sterben“ (1895) und in der späten Erzählung „Flucht in die Finsternis“. Auf die Diagnose-Motive beider Erzählungen könnte bezogen werden, was Schnitzler in den Notizen zu seiner Tragikomödie „Das Wort“ als Motto vorangestellt hat. Es handelt sich um einen Spruch aus den Sprüchen Salomonis, Kap. 18, Vers 21, und er lautet: „Tod und Leben steht in der Zunge Gewalt.“<sup>169</sup> Die 1895 erschienene Novelle „Sterben“, in der entgegengesetzte Positionen am Beispiel von ärztlichen Diagnosen gezeigt werden, ist aus der Optik der Tradition ein aufsehenerregender Text. Der sonst wagemutige Verleger Samuel Fischer zögerte zunächst, ihn zu publizieren.<sup>170</sup> Die Er-

<sup>168</sup> Briefe 1913–1931, S. 1.

<sup>169</sup> Das Wort, S. 5.

<sup>170</sup> An Schnitzler schreibt der Verleger Samuel Fischer 1894: „Ich möchte ‚Sterben‘ sehr gern verlegen. Das Werk hat mir ganz ausgezeichnet gut gefallen, aber – das Publikum. Ich fürchte, daß das Buch des herben Stoffes wegen nicht viele Käufer finden wird, und da ich so mit diesem Werke nur künstlerische aber gar keine geschäftli-

zählung handelt nicht von gelegentlicher Krankheit einer Person als einem kaum nennenswerten Motiv der Literatur, sondern von Krankheit und nichts anderem. Wir haben es mit einer Krankengeschichte in literarischer Form zu tun und mehr noch mit der Geschichte eines Sterbens. Daß es sich um eine Krankheit zum Tode handelt, von der ein junger Schriftsteller mit dem sprechenden Namen Felix heimgesucht wird, erfahren wir auf den ersten Seiten. Gleich eingangs – eine trübe Stimmung liegt über dem Gespräch – wird er von seiner Geliebten gefragt, ob er bei seinem Freund, einem Arzt namens Alfred, gewesen sei und welche Ausichten man ihm gemacht habe. Es geht, mit anderen Worten, um die Diagnose der Krankheit. Aber nicht den Freund hat Felix aufgesucht, von dem er überzeugt ist, daß dieser ihm nicht die Wahrheit sagt, sondern einen Kliniker und Professor namens Bernard. Der muß ihm ohne Umschweife und ohne hinreichende Psychologie die Wahrheit präzise und exakt ins Gesicht gesagt haben: „Ein Jahr noch, und dann ist es aus“ (I, 101). Später erfahren wir, daß derselbe Professor plötzlich verstorben sei, und vor allem der Geliebten des Kranken erscheint dieser Tod wie eine gerechte Strafe, die den ereilt hat, „der mit der ganzen vorlauten Weisheit seiner unerschütterlichen Gesundheit dem Hilfesuchenden jede Hoffnung genommen [...]“ (I, 127). Es ist die neue, die wissenschaftliche Medizin, an die der kranke Schriftsteller Felix geraten ist. Nicht zufällig heißt der Professor Bernard – wie der französische Arzt Claude Bernard, der mit seiner „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale“ aus dem Jahre 1865 das Experiment zur unerläßlichen Voraussetzung naturwissenschaftlicher Medizin gemacht hatte. Der Freund des Kranken ist als Arzt von gänzlich anderer Art. An wissenschaftlicher Medizin ist er wenig interessiert, und Professoren gegenüber bleibt er mißtrauisch. Diese großen Kliniker, sagt er, seien allesamt keine Psychologen (I, 108). Aber auch ihm fehlt es offensichtlich an Psychologie, am rechten Umgang mit einem zu Tode erkrankten Menschen. Der ausbrechenden Todesangst des Freundes steht er hilflos gegenüber.

---

chen Ambitionen habe, so ist es nicht unbillig, wenn ich an die Übernahme des Verlags die Bedingung knüpfe, daß Sie den eventuellen Ausfall nach zwei Jahren garantieren.“ Zitiert in: Jugend in Wien (Marbacher Ausstellungskatalog), S. 179.

Er ist unvernünftig, die rechten Worte zu finden; er beschwichtigt. „Na, es wird ja nicht so schlimm sein“, ist eine für ihn typische Redeform (I, 139). Er gebraucht sie nicht nur dem Kranken gegenüber, sondern auch gegenüber der Geliebten des Kranken, der er die Wahrheit gleichfalls vorenthält. Keine der beteiligten Personen, weder der Professor noch der Freund oder die Geliebte, haben etwas zur Minderung der Todesangst beizutragen vermocht. Es fehlte ihnen die Wahrheit der Sprache, und ein schlimmes Ende ist die Folge: Man findet Felix am Boden liegend, „mit weit auseinander gespreizten Beinen und neben ihm einen umgestürzten Sessel, dessen Lehne er mit der einen Hand festhielt. Vom Munde floß ein Streifen Blut über das Kinn herab. Die Lippen schienen zu zucken und auch die Augenlider. Aber wie Alfred aufmerksamer hinschaute, war es nur der trügerische Mondglanz, der über dem bleichen Antlitz spielte“ (I, 175). Was zu tun gewesen wäre, sind beide Ärzte dem todkranken Schriftsteller schuldig geblieben: der unpersönliche und naturwissenschaftlich gebildete Professor ebenso wie der ärztlich unwissenschaftliche, aber in der Todesnot unverbindliche Freund. Es gibt noch einen dritten Arzt, einen ältlichen Herrn, der den Kranken in Meran aufsucht. Er wirkt sachlich und eher wortkarg als redebereit, und wenn er das Krankenzimmer verläßt, hat man den Eindruck, als falle ein Schimmer der Versöhnung auf das düstere Geschehen: „Er versprach, noch heute Abend wiederzukommen und grüßte Marie, die im Hause stehen geblieben war, so freundlich und unbefangen aus dem Wagen heraus, als hätte er einen konventionellen Besuch gemacht“ (I, 166). Das Humane deutet sich an, aber nicht zufällig in einer Nebenperson.

Der zweite Text, in dem die Problematik der Diagnosen den Gang der Handlung begleitet, ist die Novelle „Flucht in die Finsternis“, eine der aufregendsten, die Schnitzler geschrieben hat. Noch vor dem Ersten Weltkrieg begonnen, hat er selbst erhebliche Bedenken gehabt, diese Geschichte, eine Wahnsinnsgeschichte, zu veröffentlichen. Die Tagebücher geben hierüber hinreichend Aufschluß. Der Fall von Paranoia, um den es sich handelt, erinnert an den klassischen Fall dieses Krankheitsbildes, über dem die Freundschaft zwischen Freud und Jung auseinandergebrochen war: an die 1903 veröffentlichten „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“, die den Juristen Paul Daniel Schreber zum Verfasser



haben.<sup>171</sup> Mit zwei Brüdern haben wir es in Schnitzlers Erzählung zu tun. Der eine mit Namen Robert ist Sektionsrat in einem Ministerium, verwitwet zwar, aber eine neue Bindung hat sich angebahnt; der andere, Otto, ist Arzt und geht ganz in den Pflichten seines Berufes auf. In der Furcht, von Wahnsinn befallen zu werden, hat Robert seinem Bruder das Versprechen abgenommen, daß dieser ihn töten möge, wenn die Krankheit ausbrechen sollte. Der andere stimmt dieser Bitte nicht sofort zu; aber weil ihm die Sache lästig ist, läßt er sich das erbetene Wort entreißen. Ausdrücklich bestätigt Robert die mündliche Abmachung in einem Brief, den er sich später in einer Phase der Zuwendung zum Leben zurückerbittet. Dennoch hat die Vorstellung des Kranken, vom eigenen Bruder eines Tages getötet zu werden, möglicherweise zu dem sich entwickelnden Verfolgungswahn beigetragen. Damit nicht geschieht, was geschehen könnte, flieht Robert von einem Ort zum andern. Aber als ihn der Bruder endlich auffindet, um ärztliche Hilfe zu bringen, kommt es zu der entsetzlichen Tat: zur Tötung des herbeigeeilten Bruders durch den Kranken in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit. Robert versinkt nun vollends in der Nacht des Wahnsinns, wenige Tage später setzt er seinem Leben ein Ende – eine, wie man meinen könnte, sehr trostlose Geschichte. Aber obwohl es sich keineswegs um eine Krankengeschichte im medizinischen Sinne handelt, sondern um einen literarischen Text, ist die psychiatrische Darstellung des erzählten Falles genau und wirklichkeitsgetreu erfaßt: die Pathologie des Augenspiels, die Formen der Selbstentfremdung und der Depersonalisation, die Ambivalenz von Liebe und Haß und das Überhandnehmen entsetzlicher Ängste, die in dem kranken Sektionsrat das „Gefühl einer ungeheuren Verlassenheit“ aufkommen lassen (II, 950). Die Forschung hat Krankengeschichten wie diese vielfach mißverstanden, als käme es darauf an, Diagnosen zu ermitteln oder medizinische Befunde zu illustrieren.<sup>172</sup> Die Diagnose der Krankheit, die erzählt wird, gibt kei-

<sup>171</sup> Daniel Paul Schreber: Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken (1903). Hg. von Samuel M. Weber. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1973.

<sup>172</sup> In dem Aufsatz „Psychiatrie im erzählten Text. Zur Problematik von Diagnosen in Literatur und Literaturwissenschaft“ habe ich diese Fragen erörtert. In:



ne Rätsel auf; und das vom Erzähler Gesagte ist offensichtlich zutreffend: „Verfolgungswahn, wer konnte daran zweifeln?“ (II, 985). Nicht also auf die Feststellung von Diagnosen kommt es an, sondern auf die Art, wie die Psychiater mit ihnen umgehen und wie sie auf den kranken Menschen wirken, dem sie gelten. Seiner Art nach ist der diagnostische Terminus stets mehr als nur ein Wort. Er kann als eine Art Urteil erfahren werden, das über einen Menschen ergeht. Der Sektionsrat Robert faßt es so auf. Er versteht Diagnosen als Urteile von Ärzten, als seien sie Richter – und er hat die Hoffnung, ein gelindes Urteil zu erhalten. Ausdrücklich besteht er auf dem juristischen Begriff: „Urteil: dies war das Wort, das sich ihm innerlich aufdrängte; und es war das richtige“ (II, 906). Später spricht er von dem Todesurteil, das der eigene Bruder eines Tages über ihn verhängen könnte (II, 963). Es ist ganz so, wie William H. Rey, Verfasser eines Buches über Schnitzlers späte Erzählungen, ausführt: „Die Fähigkeit zur Diagnose erscheint Robert daher nahezu als eine prophetische Gabe, und der Bruder selbst als der Sprecher des Schicksals, dessen ‚Urteil‘ [...] über Leben und Tod entscheidet [...]. Im Grunde sieht er in dem Bruder nicht nur den Arzt, sondern auch den Richter.“<sup>173</sup> Ärztliche Diagnose, richterliches Urteil und Mordgedanken bilden ein atemberaubendes Durcheinander. Solche Vorstellungen sind sicher auch krankheitsbedingt. Andererseits ist eine Art richterlichen Urteils im Charakter der Diagnose angelegt. Sie wirkt auf diese Weise in den sich entwickelnden Verfolgungswahn ebenso hinein wie das abgetrozte Einverständnis, eines Tages durch den eigenen Bruder bei Ausbruch der Krankheit getötet zu werden. Diagnosen werden hier auf ihre inhumanen „Anlagen“ in erregender Weise problematisiert, und die Beteiligten sind nicht recht in der Lage, den „Komplex“ zu durchschauen oder zu entwirren. Otto, Arzt und Bruder des Kranken, erkennt sowohl die Wirkung von Diagnosen wie die Tötungseinwilligung, die er so wenig ernst genommen hat wie die Krankheit im ganzen. Er ist von der Richtigkeit von Diagnosen überzeugt und meint, gewisse Vorstellungen und Ein-

---

Ausblicke auf die Psychiatrie. Hg. von Hanns Hippus. Berlin/Heidelberg usw. 1984, S. 55–68.

<sup>173</sup> William H. Rey: Die späte Prosa, S. 161.

bildungen von dem abgrenzen zu können, was für ihn eindeutig Krankheit ist. Wenn Zwangsvorstellungen für ihn nicht zu Zwangshandlungen werden, die man diagnostisch benennen kann, so hat er vor ihnen wenig Respekt. Er ist, was Diagnosen angeht, ein Ideologe und demgemäß an Therapie nicht sonderlich interessiert, insofern ein Abbild dessen, was man mit Bezug auf die Wiener Schulen der Medizin therapeutischen Nihilismus nennt. So spricht er von Verspieltheit, von Unwahrheit, Komödianterei und dem unanständigen Bestreben, dem wirklichen Ernst des Lebens auszuweichen (II, 943). Auf die Frage des kranken Bruders, ob er auch sicher sei, die Grenze immer bestimmen zu können, antwortet er in der ihm eigenen Selbstsicherheit: „Gewiß bin ich das, sonst hätte ich meinen Beruf längst aufgegeben“ (II, 944). Der Freund des Kranken, Dr. Leinbach, ist das völlige Gegenteil von alledem. Er ist nicht auf eindeutige Definitionen fixiert und wirkt beweglich. Das Schlußwort, das er in der Erzählung erhält, könnte als berechtigte Kritik am starren Diagnose-Denken seines ärztlichen Kollegen verstanden werden, wenn es heißt: „Wir aber reden von Zwangsvorstellungen! Ob wir dazu berechtigt sind, ob dieses Wort – wie so manche andere – nicht eigentlich eine Ausflucht bedeutet – eine Flucht ins System aus der friedlosen Vielfältigkeit der Einzelfälle –, das ist eine andere Frage.“ Aber sein Schlußsatz und damit das Ende der Erzählung besteht bezeichnenderweise in einem abgebrochenen Satz: „Und ein Fall, wie der meines armen Freundes – –“ (II, 985). Das deutet hin auf Vorbehalte auch gegenüber diesem Arzt. Sie sind deutlich im Gang der Handlung ausgesprochen in der Art, wie er leichtfertig über Wahnsinn spricht und sich nicht scheut, auch den Tod in sein unverbindliches „Gefasel“ einzubeziehen. Der ärztliche Charakter seines Denkens wird nicht nur von seinem Kontrahenten angezweifelt. Auch für den Kranken steht fest: „Eine fragwürdige Erscheinung, dieser Leinbach, und als Arzt überhaupt nicht ernst zu nehmen!“ (II, 917). Von entgegengesetzten Voraussetzungen denken beide Ärzte an der Krankheit wie am Kranken vorbei. Vielleicht hätte das Unglück durch besseres Verstehen, durch Ernstnehmen des Krankheitsgeschehens, kurz gesagt: durch Liebe verhindert werden können. Im Gang der Handlung deutet sich eine derart heilsame Wendung der Dinge vorsichtig an: in der Per-

son der jungen einsamen Frau und dem Zusammensein Roberts mit ihr, an die er später fragend zurückdenkt.

Mit der Darstellung gegensätzlicher Arztfiguren geht es zugleich um Sprachkritik nach zwei Seiten hin. Sie gilt der Sprache des Arztes Berthold Stauber, der das Recht zu töten, was man später Euthanasie nennen wird, in philosophisch verbrämter Redeweise verficht. Er beruhigt seinen Vater mit der Versicherung, daß nicht sogleich der Mord der Schädlichen gepredigt werde, und sagt im nächsten Satz das Gegenteil: „Aber philosophisch geht mein Programm ungefähr darauf hinaus“ (I, 906). Mit anderen Worten: Er beschwichtigt und gerät damit in die Lüge. Gegenüber solchen Redeformen scheint die von Güte und Milde zeugende Sprache des jungen Professors, den man an das Krankenbett der Geliebten Georgs gerufen hat, der ärztlichen Humanität zu entsprechen, wie man sie wünscht. Aber um Beschwichtigungen geht es auch hier. Zu Besorgnis kurz vor der Geburt, die sich in Kürze als eine Totgeburt erweisen wird, sei kein Anlaß, läßt er Georg wissen. Die Art, wie das Verhalten des Arztes beschrieben wird, ist deutlich sprachkritisch zu verstehen: „[...] seine Worte träufelten lind und gütig, wie Tropfen eines schmerzstillenden Medikaments. Der Kranken sprach er zu wie einem Kind, strich ihr über Stirn und Haare, streichelte ihre Hände und gab ihr Schmeichelnamen“ (I, 869). Diese Redeweise, mit schmerzstillenden Worten über Schmerzen hinwegzutäuschen, hat der herbeigerufene Professor mit dem alten Stauber gemeinsam, dem Güte und Milde, sehr im Gegensatz zu seinem Sohn, zur zweiten Natur geworden zu sein scheinen. Georg trifft ihn auf der Veranda, aus dem Krankenzimmer dringt kein Laut; er ist aufgeregt, und hastig fragt er: „Was ist?“ Danach heißt es im Text der Erzählung: „Doktor Stauber legte ihm die Hand auf die Schulter: ‚Es geht ganz gut.‘ Ein Stöhnen kam von drin, wurde lauter, wurde ein wilder, wütender Schrei. Georg strich sich über die feuchte Stirn, und mit bittrem Lächeln sagte er zum Doktor: ‚Das heißen Sie, es geht ganz gut?‘ Stauber zuckte die Achseln: ‚Es steht geschrieben, mit Schmerzen sollst du ...‘.“ Später, als nur noch ein Stöhnen zu vernehmen ist, fragt der werdende Vater nach den Herztönen und erhält zur Antwort: „Vor zehn Minuten waren sie noch deutlich zu hören“ (I, 871). Bald danach erfahren wir als Leser, daß Anna Rosner,

die Geliebte des Freiherrn, ein totes Kind zur Welt gebracht hat. Die schmerzstillende Sprache ist in Redefloskeln und Bibelsprüchen erstarrt; sie ist zur bequemen Ausrede geworden – eine gedankenlose Humanität. An anderer Stelle wird der alte Stauber mit einer halbvergangenen Zeit in Verbindung gebracht, von der ein Roman des befreundeten Schriftstellers Nürnberger handelt, den Georg auf der Reise gelesen hat. Von einer „lügendumpfen Welt“ ist die Rede, „in der Freiheitsliebe, Humanität und Patriotismus schlechtweg als Tugenden galten, auch wenn sie dem faulen Boden der Gedankenlosigkeit oder der Feigheit entsproßt waren“. Von „wohlfeilen Phrasen der Epoche“ wird in diesem Zusammenhang gesprochen (I, 826). Es ist, wie wir verstehen sollen, eine der Vergangenheit angehörende Humanität, die nicht mehr überzeugt, weil sie ihren Ort nicht in der Gegenwart hat.

Arztkritik geht mit Sprachkritik einher, und hier wie dort ist Skepsis beteiligt – Sprachskepsis, wie sie vor allem am dichterischen Werk Hofmannsthals aufgezeigt worden ist.<sup>174</sup> Skepsis ist nicht voreilig als eine Eigentümlichkeit der Moderne zu bezeichnen, und schon gar nicht als ein Stilmittel der Literatur. Sie steht in einer weit in die Antike zurückreichenden Tradition der Philosophie und seit der Reformation auch der Theologie, sofern sich diese vom Glauben her den Denkformen jeder Skepsis widersetzt. An der Differenz zwischen Luther und Erasmus wäre es zu zeigen. Aber mit der Moderne hat Skepsis die Pluralität gemeinsam, die Neigung zur Ambivalenz, die sie der wissenschaftlichen Erkenntnis bald förderlich und bald feindlich erscheinen läßt. Zu den Denkern, die ihr partiell oder weitgehend gewogen sind, gehören Erasmus, Montaigne, Pascal, Hume, Diderot, auch Hegel.<sup>175</sup> In der neueren Philosophie sind ihr wenige so zugetan wie Karl Löwith, der sie wiederholt gegen ihre Widersacher in Schutz nimmt. Er grenzt Skepsis von totaler Zweifelsucht ab und sieht

---

<sup>174</sup> Karl Pestalozzi: Sprachskepsis und Sprachmagie im Werk des jungen Hofmannsthal. Zürich 1958.

<sup>175</sup> Hierzu M. Albrecht: Skepsis, Skeptizismus. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Darmstadt 1995. Bd. 9, Sp. 938–974.

sehr wohl, daß sie sich auf Destruktion und Negation nicht einschränken läßt; in seinen Worten: „Ein echter und ganzer Glaube ist aber so selten, wie ein radikaler philosophischer Skeptizismus, der alles in Frage stellt und bedenkt. [...] Was von der Skepsis gesucht wird, ist aber nicht der Zweifel, sondern Wahrheit. Skepsis ist somit Wahrheitssuche [...]“<sup>176</sup> Burckhardt wie Nietzsche sind Verbündete seines Denkens. Aber hinsichtlich der die Arzt- und Sprachkritik begleitenden Skepsis im Werk Arthur Schnitzlers geht es nicht um Philosophie, sondern um Literatur, und in ihr ist sie nichts selbstverständlich Gegebenes. Die deutsche Klassik kommt weithin ohne sie aus: Sie kennt neben dem hohen Ton und neben den alltäglichen Redeformen wie in Goethes „West-östlichem Divan“ Ironie und Satire und die scharfzüngige Polemik in den „Xenien“ obendrein, aber nicht eigentlich Skepsis. Dem Realismus, er sei programmatisch oder poetisch, steht der Humor näher als jede Art von „Zweifelsucht“. Friedrich Theodor Vischer, in Fragen der Ästhetik eine Autorität für lange Zeit, ist auf den Menschen als ein dem Zweifel sich öffnendes Wesen nicht gut zu sprechen, weil derart negative Tendenzen schwerlich geeignet seien, „den Dichter zu produzieren“, wie er sich ausdrückt.<sup>177</sup> Das ändert sich im Fortgang des Jahrhunderts, und an der Epochenchwelle zur Moderne wird kein Schriftsteller des deutschen Realismus so nachdrücklich mit der Skepsis in Verbindung gebracht wie Theodor Fontane. Eine Schrift über ihn, in finsternen Zeiten verfaßt, hat der große Jurist Gustav Radbruch mit dem bezeichnenden Untertitel „Skepsis und Glaube“ versehen.<sup>178</sup> Auch Heinrich Mann verwendet den Begriff in seiner prägnanten Charakteristik Fontanes: „Was er sieht, ist bei allem, in jedem auch das andere, weshalb er abgelehnt wird, wo und wann fanatische Einseitigkeit die Macht antritt. Er war, in Skepsis und Festig-

<sup>176</sup> Karl Löwith: Skepsis und Glaube. In: K. L.: Sämtliche Schriften. Stuttgart 1985. Bd. 3: Wissen, Glaube und Skepsis, S. 218–219.

<sup>177</sup> Friedrich Theodor Vischer an Eduard Mörike vom 20. Juni 1837. In: Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer. Hg. von Robert Vischer. München 1926, S. 134.

<sup>178</sup> Gustav Radbruch: Theodor Fontane oder Skepsis und Glaube. Leipzig 1945. 2. Aufl. 1948.

keit, der wahre Romancier, zu seinen Tagen der einzige seines Ranges.“<sup>179</sup>

Mit Fontane hat Schnitzler gut ein Jahrzehnt als Schriftsteller gewirkt, obwohl sie dem Lebensalter nach durch mehr als vier Jahrzehnte getrennt sind, aber die Skepsis haben sie gemeinsam.<sup>180</sup> Es fehlt nicht an Zeitgenossen, die auch Schnitzlers Werk mit Skepsis verbinden, und zum Teil wurden sie schon genannt. An Freuds Geburtstagsbrief ist noch einmal zu erinnern: „Ihr Determinismus wie Ihre Skepsis – was die Leute Pessimismus heißen – [...] das alles berührte mich mit unheimlicher Vertrautheit“;<sup>181</sup> ebenso an die Art, wie Hofmannsthal seinen Dichterfreund amerikanischen Lesern vorstellt: „Arzt und Sohn eines Arztes, also Beobachter und Skeptiker von Beruf, ein Kind der obern Bourgeoisie und des endenden 19. Jahrhunderts, einer skeptischen, beobachtenden und ‚historischen‘ Epoche [...]“.<sup>182</sup> Doch bleibt man, was Schnitzlers Skepsis angeht, nicht auf die Stimmen anderer angewiesen. Er hat sich selbst in seinen Aphorismen zu ihr bekannt und dabei wichtige Unterscheidungen geltend gemacht: „Es gibt zweierlei Skepsis: Die eine Art zweifelt um jeden Preis, die andere: nichts ohne Prüfung gelten lassen. Im ersteren Sinne ist Skepsis nichts als Leichtgläubigkeit mit negativem Vorzeichen. [...] Die Skeptiker der anderen Art erfüllen nur ihre Menschenpflicht, wenn sie sich über Tatsachen und Erscheinungen genaue Rechenschaft abzulegen suchen, ehe sie sich entschließen, sie anzuerkennen, sie sind die Fragenden, Betrachtenden, Forschenden, also die wahrhaft Frommen.“<sup>183</sup> Das entspricht der Unterscheidung, die Karl Löwith vornimmt, wenn er die wahre Skepsis von jeder Zweifelsucht abgrenzt und als eine Form der Wahrheitssuche interpretiert. Eben damit erweist sie ihre Verträglichkeit mit den Tugenden des „positiven Lebens“: mit Demut, Bescheidenheit, Güte oder Nachsicht. Die so verstandene Skepsis ist wie diejenige

<sup>179</sup> Heinrich Mann: Briefe an Karl Lemke und Klaus Pinkus. Hamburg o. J., S. 175f.

<sup>180</sup> Hubert Ohl: Zeitgenossenschaft. Arthur Schnitzler und Theodor Fontane. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1991), S. 262–307.

<sup>181</sup> Die Neue Rundschau 66 (1955), S. 96–97.

<sup>182</sup> Aufzeichnungen, S. 272.

<sup>183</sup> Aphorismen, S. 22.

Montaignes mit einer Wendung Hugo Friedrichs „blicköffnende Weisheit, nicht Zerstörungslust“.<sup>184</sup> Indem aber Schnitzler die Skeptiker nicht nur die Fragenden, Betrachtenden und Forschenden, sondern auch die Frommen nennt, stellt er eine Verträglichkeit von Skepsis und Glauben her, wenn damit nicht dogmatischer Glaube verstanden wird, vielmehr weltlicher Glaube an den Menschen, seine Pflichten und seine Rechte. Die Verträglichkeit von Skepsis und humanem Denken wird möglich, eine humane Skepsis mit anderen Worten. Es fällt auf, daß man eine solche sowohl Fontane wie Schnitzler zuerkannt hat. „Theodor Fontane – Skepsis und Güte“ ist ein Beitrag aus neuerer Zeit überschrieben,<sup>185</sup> „Die Humanität des Skeptikers“ ein anderer, der sich mit Schnitzler befaßt.<sup>186</sup> Was Fontane angeht, so hat er selbst eine Verträglichkeit von Skepsis und Humanität bestätigt, wenn er den „Helden“ seines letzten Romans, keines anderen als den Major a. D. Dubslav von Stechlin, wie folgt vorstellt: „Er hatte noch ganz das eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die ‚schon vor den Hohenzollern da waren‘, aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich’s in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität [...]“.<sup>187</sup> Solche „Verkörperungen“ gibt es bei Schnitzler nur noch in Andeutungen durch Nebenpersonen, wie ausgeführt. Humanität, das ist in seinem dichterischen Weltbild weit mehr ihre Idee als ihr Vorhandensein, hier die Idee des Arztes, an der er die Möglichkeit heutiger Humanität zu verdeutlichen sucht. Man denkt an eine denkwürdige Betrachtung von Karl Jaspers über eben diese Idee. Ihr zufolge beruhe ärztliches Handeln in naturwissenschaftlicher Erkenntnis und in Lehren, die man planen kann. „Die ärztliche Humanität dagegen“, heißt es in diesem Zusammenhang, „wird überliefert durch die ärztliche Persönlich-

<sup>184</sup> Hugo Friedrich: Montaigne, Bern 1949, S. 161.

<sup>185</sup> Klaus Matthias: Theodor Fontane – Skepsis und Güte. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1973), S. 371–439.

<sup>186</sup> Joachim W. Storck: Die Humanität des Skeptikers. Zur Gegenwärtigkeit Arthur Schnitzlers. In: Literatur und Kritik 17 (1982), Heft 163/4, S. 45–58.

<sup>187</sup> HA Abt. I, Bd. V, S. 9.

keit, unmerklich in jedem Augenblick durch die Weise des Handelns, des Sprechens, durch den Geist einer Klinik, durch diese still und unausgesprochen gegenwärtige Atmosphäre des ärztlich Gehörigen. [...] Sie entfaltet sich ohne grundsätzlichen Fortschritt neu in jedem Arzte, in jeder Klinik durch die Wirklichkeit des ärztlichen Menschen selber.“<sup>188</sup> Die Skepsis Schnitzlers gilt der verwissenschaftlichten Medizin ohne Menschenfreundlichkeit ebenso wie der bloß menschenfreundlichen Medizin ohne Wissen. Sie ist humane Skepsis, sofern sie auf eine nicht mehr recht aussprechbare Humanität gerichtet ist, die in Lehrsätzen nicht wiedergegeben werden kann. Sie ist daher prinzipiell offen. Das ist der Sinn der ausgesparten, der nicht mehr realisierten Synthesen. Es sind dies Stilmerkmale der literarischen Moderne, aus der dieser Arztschriftsteller nicht wegzudenken ist.

---

<sup>188</sup> Karl Jaspers: Die Idee des Arztes. In: *Ärztliche Mitteilungen* 38 (1953), S. 476–479.